

NIEMALS VERGESSEN!

**NOVEMBERPOGROM
1938 IN WIEN**



**Broschüre zum antifaschistischen
Gedenkrundgang am 16.11.2025
Wien, 16. Bezirk, Ottakring**

Auf dem Cover ist die Synagoge in der Hubergasse 8 zu sehen.
Sie wurde 1885/1886 erbaut. Während des Novemberpogroms
1938 wurde die Inneneinrichtung schwer zerstört und das
Gebäude beschädigt. Es stand bis 1970.
Quelle: Bild Synagoge Bezirksmuseum Ottakring

INHALT

Stationen des antifaschistischen Gedenkrundgangs
sind mit Zahlen gekennzeichnet

1 Novemberpogrom in Wien 1938	Seite 04
3 Jüdisches Leben in Ottakring	Seite 06
1 Maria Verber – „Kein Mensch hat auf diese blöden Flüchtlinge gewartet“	Seite 13
1 Brunnengasse 40: Das Warenhaus Dichter und seine Bewohner*innen	Seite 17
Weyprechtgasse 7: Geschwister Schwarzbart	Seite 20
2 Ottakringer Synagoge	Seite 22
3 Vergessene Bethäuser	Seite 32
4 Die Familie Kuffner in Ottakring	Seite 34
4 Das Settlement – Ein internationales Sozialprojekt in Ottakring	Seite 40
4 Adolfine Lemberger	Seite 43
Zwischen Ottakring und Kfar Menachem: Chaim Miller und die Jewish Brigade	Seite 44
Dazwischen gefangen. „Jüdische Mischlinge“ in den Fängen der NS-Jugendfürsorge	Seite 51
Arik Brauer und sein Vater Simche Mosche Brauer	Seite 58
5 Adele Jellinek – eine sozialistische Volksbildnerin aus Ottakring	Seite 60
5 „Unfreie, unglückliche Menschen...“ Kontinuitäten des Antisemitismus	Seite 67
Weiterführende Informationen	Seite 70

Das Novemberpogrom in Wien 1938

Das Novemberpogrom geschah im gesamten „Deutschen Reich“ und auch in Wien. Die Tage rund um den 9. November markieren einen Höhepunkt in der Geschichte der Verfolgung, Verhaftung und Ermordung von Juden und Jüdinnen und sind maßgeblich für die industrialisierte Menschenvernichtung unter dem NS-Regime. In der Nacht vom 9. auf den 10. November, in der organisierte und spontane Gewalttäter_innen jüdische Geschäfte, Gotteshäuser und andere Einrichtungen in Flammen aufgehen ließen, wurden Jüdinnen und Juden misshandelt, verhaftet und getötet.

Am Abend des 9. November hielt Propagandaminister Goebbels seine Hetzrede an die Partei- und SA-Führung. Die Untergebenen verstanden genau: Es sollten flächendeckende Demonstrationen und gewaltsame Aktionen organisiert werden, ohne dass die NSDAP nach außen als Urheberin auftrat. Mittels Telefonaten und Telegrammen wurde also im ganzen „Deutschen Reich“ der „spontane Volkszorn“ organisiert – und das „Volk“ schloss sich den antisemitischen Ausschreitungen nur zu gerne an.

Die NS-Führung legitimierte diese Gräueltaten mit dem Attentat des 17-Jährigen Herschel Grynszpan, dessen Familie ins Niemandsland zwischen dem „Deutschen Reich“ und Polen abgeschoben worden war. Dieser verübte am 7. November 1938 in Paris ein verzweifelter Attentat auf den deutschen Diplomaten Ernst Eduard vom Rath. „Die SA soll sich mal austoben“, war angeblich Hitlers Reaktion.

In den frühen Morgenstunden des 10. November 1938 wurden Polizei und SS eingeschaltet, um v.a. wohlhabende, (wie in unverhüllter Bereicherungsabsicht angeordnet) Juden zu verhaften, Wohnungen und Geschäfte zu beschlagnahmen und Synagogen und Bethäuser zu zerstören.

Das Pogrom, das in Wien mehrere Tage dauerte, war weder spontan noch einzigartig. Gerade in Wien reihte es sich in den andauernden Terror gegen Jüdinnen und Juden ein, der bereits seit dem sogenannten Anschluss tobte. Anschläge auf Synagogen und Wohnhäuser, Gewalttaten gegen Einzelne, organisierte Verhaftungen von tausenden Personen und Deportationen – das alles gehörte bereits zum schrecklichen Alltag der Verfolgten. Die Berichte der Täter_innen lassen die Reichweite und Brutalität des Antisemitismus erahnen. So berichtet etwa der Führer des

SD-Unterabschnitts Wien über das Novemberpogrom: „Mitleid mit dem Los der Juden wurde fast nirgends laut und wo sich ein solches dennoch schüchtern an die Oberfläche wagte, wurde diesem von der Menge sofort energisch entgegengetreten, einige allzu große Judenfreunde wurden festgenommen.“

Die antisemitischen Ausschreitungen betrafen die ganze Stadt und viele weitere Orte im ganzen Land – im Gebiet des „Deutschen Reiches“ wurden alleine in den wenigen Tagen vom 7. bis zum 13. November etwa 400 Menschen ermordet oder in den Selbstmord getrieben. NS-Dokumente lassen für Wien auf mehrere Dutzend Ermordete, etwa 50 Selbstmorde und auf zwischen 6.500 und 7.800 Festnahmen schließen. Die meisten Verhafteten waren Männer, vermutlich wurden aber auch hunderte Frauen inhaftiert. 3.700 verhaftete Juden und Jüdinnen wurden in das Konzentrationslager Dachau deportiert. In der Stadt wurden mehr als 4.000 Geschäfte geplündert, zerstört und dann gesperrt, an die 2.000 Wohnungen geraubt und 42 Synagogen und Bethäuser in Brand gesetzt. Die restlichen der insgesamt 96 jüdischen Gotteshäuser in Wien wurden fast ausnahmslos geplündert und verwüstet. Ob in einem Bezirk viele Jüdinnen und Juden lebten oder nicht, war für die Verfolgung unerheblich. Auch in Ottakringglitzerten die Splitter zerschlagener Auslagenscheiben und ließen die Nazis höhnisch von „Reichskristallnacht“ sprechen.

Nach dem Novemberpogrom wurden Diskriminierung, Enteignung und Vertreibung systematisch fortgeführt und der jüdischen Bevölkerung endgültig die Existenzgrundlage entzogen. Schon am 12. November 1938 erfolgte das Verbot ein selbständiges kaufmännisches Unternehmen oder Handwerk zu betreiben und die Verpflichtung zur „Sühneleistung“ für das Pariser Attentat sowie die Beseitigung der Schäden des Pogroms. Am 3. Dezember folgte die Verordnung zur „Arisierung“ noch bestehender jüdischer Betriebe und zum Entzug von Grundbesitz, Geldvermögen und Wertpapieren. Im Februar 1939 mussten Wertgegenstände (Edelmetalle, Edelsteine, Perlen) abgeliefert werden und im April desselben Jahres verloren jüdische Mieter_innen jeden Schutz. Damit begann die Ghettoisierung der mittellos gewordenen jüdischen Bevölkerung, die schließlich mit den Deportationen in die Vernichtung endete. Das Novemberpogrom 1938 war ein grausamer Höhepunkt in der Geschichte antisemitischer Diskriminierung und Verfolgung, die lange vor 1938 ihren Anfang nahm und 1945 mitnichten beendet war.

Wir wollen mit unserem Rundgang daran erinnern, dass die Gewalttaten des Novemberpogroms hier stattfanden, in Wien, auf den Straßen, in den Wohnungen, Synagogen, Geschäften und öffentlichen Einrichtungen. Wir können lediglich auf einzelne Schicksale eingehen, doch hoffen wir, dass die Verfolgung durch den Bezug auf konkrete Orte ein wenig fassbarer wird – auch wenn das schiere Ausmaß dieser Verbindung von Systematik und Brutalität unfassbar bleibt.

Jüdisches Leben in Ottakring

Die älteste Siedlung auf dem Gebiet des heutigen 16. Bezirks lag am Fuß des Gallitzin- bzw. Wilhelminensbergs, wo sich heute der Ottakringer Friedhof befindet. Allmählich entstand östlich der ursprünglichen Ansiedlung eine neue Siedlung entlang des Ottakringer Baches, die stadteinwärts wuchs. Der alte Ortskern wurde nach den Zerstörungen während der „Zweiten Türken-Belagerung“ 1683 nicht wieder aufgebaut. Ab etwa 1695 entstand auf Bauparzellen des Stiftes Klosterneuburg (ca. 150 Grundstücke) zwischen Grundsteingasse und Gaullachergasse Unter-Ottakring, ab 1703 die eigenständige Gemeinde Neulerchenfeld. Das Neulerchenfeld wurde vom Linienwall Richtung stadtauswärts besiedelt.

Die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts brachte starken Zuzug, den Bau einer Reihe von Industriebetrieben und die rasterförmige Verbauung mit gründerzeitlichen Zinshäusern, sodass die beiden so unterschiedlichen, konkurrierenden Gemeinden – Ottakring, der beschauliche Heurigenort mit einer bäuerlichen Bevölkerung, und Neulerchenfeld, „des Heiligen Römischen Reichs größtes Wirtshaus“, in dem vorwiegend Arbeiter:innen, Handwerker:innen und kleinbürgerliche Gewerbetreibende lebten, zumindest räumlich zusammenwuchsen.

1890/92 wurden die Gemeinden Ottakring und Neulerchenfeld trotz des Widerstandes gegen die Eingemeindung zum 16. Wiener Gemeindebezirk, Ottakring, vereint. Ottakring war von 1900 bis in die 1920er Jahre der bevölkerungsreichste Bezirk Wiens mit fast 180.000 Einwohner:innen, ein Arbeiter:innenbezirk, in dem die meisten Bewohner:innen in großem Elend lebten.

Jüdinnen und Juden konnten sich erst nach 1848, nach dem Fallen des Ansiedlungsverbotes „auf dem offenen Land von Niederösterreich“ hier niederlassen.

Diese Möglichkeit nutzte nicht nur die Familie Kuffner, die 1850 die Ottakringer Brauerei kaufte und als vorbildlicher Arbeitgeber galt. Ihr politisches, kulturelles und soziales Engagement prägte den Bezirk nachhaltig. Ignaz Kuffner war von 1869 bis zu seinem Tod 1882 Bürgermeister der damals noch selbstständigen Gemeinde Ottakring (siehe „Die Familie Kuffner in Ottakring“).

Bereits in den 1860er Jahren gab es Betstuben, 1873 veranlasste Ignaz Kuffner die Gründung einer israelitischen Religionsgemeinschaft, die sich im Februar konstituierte. 1879 wurden die Statuten der nunmehrigen „Cultusgemeinde von Hernals, Ottakring und Neulerchenfeld“ behördlich genehmigt. Es gründete sich ein Tempelbauverein und im September 1886 konnte der Tempel in der Hubergasse eingeweiht werden. Die Ottakringer Synagoge hatte 406 Sitzplätze für Männer und 266 für Frauen, war von der Straße aus sichtbar und wegen der Tafeln der 10 Gebote deutlich als jüdischer Kultbau erkennbar. Mit den angeschlossenen Vereinen bildete er das organisatorische





Säulen der Erinnerung am Yppenplatz

und institutionelle Zentrum der Jüdinnen und Juden in Ottakring und Hernals. Anfang des 20. Jahrhunderts kamen noch zwei Bethäuser in Ottakring und eines in Hernals dazu (siehe „Ottakringer Synagoge“ und „Vergessene Bethäuser“).

Nach der Eingemeindung 1890/92 wurde die „Cultusgemeinde von Hernals, Ottakring und Neulerchenfeld“ Teil der Israelitischen Kultusgemeinde (IKG) Wien, das jüdische Gemeindeleben in Ottakring und Hernals blieb auch danach eng verbunden. Die religiösen Orte und Vereinslokale in beiden Bezirken wurden weiterhin gemeinsam genutzt, so befand sich z.B. die Zionistische Bezirkssektion für den 16. und 17. Bezirk in der Frauengasse 9 in Hernals.

Die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts war die Zeit, in der die Auflagen und Einschränkungen für Jüdinnen und Juden schrittweise aufgehoben wurden und ihnen die volle rechtliche Gleichstellung zuerkannt wurde (von der Pillersdorfschen Verfassung 1848 über die Dezemberverfassung 1867 bis zum Israelitengesetz von 1890). Es war aber auch die Zeit, in der nicht nur der alte katholische Antisemitismus an Schärfe gewann, sondern in der zunehmend auch mit wirtschaftlichen und rassistischen Argumenten gehetzt wurde. Innerhalb der mit sozialen Spannungen geladenen Entwicklungen der Gründerzeit sollte der Antisemitismus ein einfach zu gebrauchendes wahlpolitisches Mittel werden, das vor allem von Karl Lueger folgeschwer eingesetzt wurde. Aber auch einer seiner wichtigsten Gegenspieler, der sozialdemokratische „Volkstribun von Ottakring“ Franz Schuhmeier scheute sich nicht, den Antisemitismus demagogisch zu nutzen. Die christlich-soziale Partei sah er als „verjudet“ an, aus der Freimaurerloge trat er wieder aus, weil viele Juden Mitglieder waren, und in parteiinternen Auseinandersetzungen kritisierte er zum Beispiel Victor Adler mit antisemiti-

schen Untertönen und polemisierte auch gegen andere jüdische Parteikollegen wie Friedrich Austerlitz, den er als „Juden der Arbeiterzeitung“ verunglimpfte.

Es gibt Zeitungsberichte über antisemitische Verleumdungen, Beschimpfungen und Handgreiflichkeiten in Ottakring, und im April 1890 kam es sogar zu pogromartigen Ausschreitungen mit Geschäftsplünderungen, die von Rufen wie „Nieder mit den Juden! Haut' die Juden nieder!“ begleitet wurden.

Angesichts eines solchen Klimas verzichtete Moriz, der Sohn von Ignaz Kuffner, darauf, sich in der Gemeindepolitik zu engagieren. Kleingewerbetreibende, die mit der verhetzenden antisemitischen Bewegung nicht länger zu tun haben wollten, sahen sich veranlasst, den „Verein der österreichischen Reformpartei“ zu gründen, der „die Hebung und Förderung der politischen und wirtschaftlichen Interessen des Volkes sowie die Beseitigung des confessionellen und nationalen Hasses unter allen Mitbürgern“ bezweckte. Im Programm heißt es:

„Das Volk werde schließlich doch erkennen, daß man es absichtlich gespalten hat, um es zum Objecte allgemeiner Ausbeutung zu machen, und dann werde es sich gegen seine gleißnerischen angeblichen Freunde wenden.“

Im Jahr 1910 lebten 2,6 Prozent der Mitglieder der IKG Wien in Ottakring. Das sind 4.558 Personen. Unter ihnen waren wohlhabende Unternehmer:innen und Grundbesitzer:innen, Wissenschaftler:innen, Maler:innen, Schriftsteller:innen, vor allem aber viele Arbeiter:innen, kleine Gewerbetreibende, Tagelöhner:innen und Hausierer:innen.

1920 schreibt der überzeugte Kommunist Bruno Frei in seinem Buch „Jüdisches Elend in Wien. Bilder und Daten.“:

„Die Vorstellung, daß die Juden eine einheitliche Wirtschaftsgruppe bilden, ist absurd. [...]

Es gibt den jüdischen Bankier und Großindustriellen, den jüdischen Millionär, den jüdischen Grundbesitzer, den jüdischen Groß- und Kleinkaufmann, den jüdischen Gewerbetreibenden, den jüdischen Angestellten, den jüdischen Arbeiter, den jüdischen Nichtsteuer, den jüdischen Arzt, den Advokaten, Beamten, Künstler, Literaten, Studenten, Soldaten, Invaliden, Arbeitslosen, die arbeitende jüdische Frau und es gibt das jüdische Elend. All dies genau so mannigfaltig und reichhaltig wie bei den Nichtjuden. [...]

In manchen Bezirken des Elends ist jüdische und nichtjüdische Not so durcheinander gemengt, daß man sie nicht auseinanderhalten kann. Man tritt in eine Elendswohnung und weiß nicht, ob sie eine jüdische oder nichtjüdische Inhaberin hat, denn die eine sieht so elend aus, wie die andere. [...] Es wird von den Antisemiten immer wieder der jüdische Millionär, der jüdische Bankier und der jüdische Kriegsgewinner mit der deutlichen Absicht herausgestrichen, damit mehr die Gefährlichkeit des Juden, als die Gefährlichkeit des Millionärs, Bankiers und Kriegsgewinners an sich zu betonen. So, als ob es eben keine jüdischen Bettler, jüdische Obdachlose, frierende und hungernde jüdische Kinder gäbe! Und keine nichtjüdischen Bankiers, Kriegsgewinner und Millionäre!“

Es gehörte zwar die Mehrheit der Bewohner:innen Ottakrings zum Proletariat oder zum Subproletariat, dieses ist aber in der Überlieferung unterrepräsentiert. Personen

aus dem (Bildungs-)Bürgertum hinterließen eher schriftliche Zeugnisse – beim Ottakringer Settlement gibt es z.B. deutlich mehr Lebensgeschichten von Betreiber:innen als von Nutzer:innen. Außerdem können nur Überlebende ihre Geschichte erzählen und sozial besser gestellten Personen gelang eher die Flucht als Leuten ohne Geld und Verbindungen.

Zahlreiche Jüdinnen und Juden engagierten sich politisch, meist waren sie in der Arbeiter:innenbewegung aktiv, in der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei (SDAP), nach 1918 zum Teil auch in der Kommunistischen Partei Deutschösterreichs (KPÖ). Unter ihnen waren viele, die an den Kämpfen des Februar 1934 beteiligt waren und auch während des Austrofaschismus nach dem Verbot der SDAP und der KPÖ in der Illegalität politisch weiterarbeiteten.

In einer Anzeige des Bezirkspolizeikommissariats Ottakring an die Staatsanwaltschaft Wien I vom Dezember 1936 hieß es etwa:

„Da die Bezirksleitung des K.J.V. [Kommunistischen Jugendverbandes] XVI ausschließlich aus Juden bestand, sind in der letzten Zeit verschiedene Mitglieder zur Hernalser Gruppe, welche in der Leitung anscheinend nicht so viele jüdische Mitglieder aufwies, abgewandert.“

Es gab eine um das Ottakringer Volksheim zentrierte Bildungsbewegung und die etwas Wohlhabenderen betätigten sich auch karitativ, ob bei jüdischen Wohltätigkeitsvereinen oder bei säkularen wie z.B. dem Ottakringer Settlement (siehe „Das Ottakringer Settlement“).

Laut Volkszählung von 1934 – der letzten vor dem „Anschluss“ – lebten in Ottakring 4.112 Mitglieder der IKG, das waren 2,7 Prozent der Bezirksbevölkerung. Damit gab es verhältnismäßig wenige Menschen jüdischen Glaubens in Ottakring, denn der Wiener Durchschnitt lag bei 9,4 Prozent. Viele weitere Bewohner:innen, die später von den Nationalsozialisten wegen ihrer jüdischen Herkunft verfolgt wurden, waren zum Christentum konvertiert, konfessionslos oder lebten in gemischt-konfessionellen Ehen.

Chaim Miller – früher Alfred Müller, genannt Fredl – beschreibt die Situation in Ottakring in den 30er Jahren so:

„Juden gab es in Ottakring nur wenige: die Dichters etwa, die drüben am Brunnenmarkt ein Kaufhaus betrieben; den Schuhmacher Brauer, dessen Sohn Arik so gut malen konnte – und eben auch die Müllers, Arbeiter, wie fast alle in dieser ärmlichen Vorstadt.“

(siehe „Zwischen Ottakring und Kfar Menachem: Chaim Miller und die Jewish Brigade“, sowie „Brunnengasse 40: Das Warenhaus Dichter und seine Bewohner:innen“ und „Arik Brauer und sein Vater Simche Mosche Brauer“)

Unmittelbar nach dem „Anschluss“ im März 1938 begannen die Raubzüge, Wohnungen wurden geplündert und zerstört. Monatelanger offener Terror gipfelte in der Pogromnacht vom 9. auf den 10. November 1938. Der große Tempel in der Hubergasse 8 sowie die Bethäuser wurden während des Novemberpogroms geplündert und zerstört. Die Synagoge überdauerte als Brandruine (siehe Titelfoto der Broschüre) bis 1970 und wurde dann abgerissen, um einem Wohnbau Platz zu machen. 1988 wurde an der Wohnhausanlage eine Gedenktafel angebracht, die 2011 durch eine neue ersetzt wurde.



2021 wird in der Nacht vom 9. auf den 10. November die digital rekonstruierte Fassade des Hubertentempels auf das Wohnhaus Hubergasse 8 projiziert.

Den zunächst „wilden Arisierungen“ folgten bald die staatlich organisierten, denen durch Gesetze der Anschein der Rechtmäßigkeit gegeben werden sollte. Die jüdischen Vereine und Wohlfahrtseinrichtungen wurden aufgelöst. Neben der Ottakringer Brauerei und dem Kaufhaus Dichter wurden drei Apotheken, vier Kinos und unzählige kleinere Geschäfte, Werkstätten und Marktstandeln enteignet.

Apotheken: Hasnerstraße 29, Herbststraße 99 und Johann-Nepomuk-Berger-Platz 2; Kinos: Weltspiegel, Lerchenfelder Gürtel 55; Lux, Neulerchenfelder Straße 43; Odeon, Ottakringer Straße 133; Savoy, Thaliastraße 28.

Dazu kam die Unzahl von Verboten, Einschränkungen und diskriminierenden Sondervorschriften, die darauf abzielten, den Betroffenen die ökonomische Existenzgrundlage zu rauben, sie vom Rest der Bevölkerung zu isolieren und zu entmenslichen. Für die, denen nicht die Flucht gelang, folgten Deportation und Ermordung. Laut der Datenbank des Dokumentationsarchivs des österreichischen Widerstandes (DÖW) wurden 321 Personen mit letztem Wohnsitz in Ottakring deportiert. Diese Zahl schließt aber nicht jene Ottakringer Jüdinnen und Juden ein, die vor ihrer Deportation gezwungen wurden, in eine „Sammelwohnung“ in einem anderen Bezirk zu ziehen. Es gibt überdurchschnittlich viele Kinder, deren letzte Meldeadresse in Ottakring angegeben wird, denn ein ehemaliges Kloster in der Rückertgasse 5 („Zum heiligen Josef“) fun-

gierte ab 1938 als Heim für Buben, die als „Mischlinge“ oder „Geltungsjuden“ klassifiziert wurden, dann zunehmend als Sammel- und Durchgangsstation vor der Deportation in Konzentrations- und Vernichtungslager (siehe „Dazwischen gefangen. Jüdische Mischlinge in den Fängen der NS-Jugendfürsorge“).

Unmittelbar nach dem Krieg, 1946, lebten in Ottakring nur noch 75 eingetragene Mitglieder. Auch in den Jahrzehnten danach stieg die Zahl nicht wesentlich an: 1988 wohnten in Ottakring, laut Auskunft der IKG, 35 Familien mosaischen Bekenntnisses und 2001 wurden im 16. Bezirk 112 Mitglieder der IKG gezählt.

Es dauerte lange – bis in die 2000er Jahre – bis sich langsam das Bewusstsein entwickelte, dass vor der Shoah überall in Wien, auch in den Außenbezirken, Jüdinnen und Juden gelebt haben.

In Ottakring waren wichtige Stationen dabei:

2005 wird im Bezirk aktiven Künstler:innen angeboten, ein großes Kaufhausgebäude in der Brunnengasse 40 bis zum Abriss zwischenzunutzen. Mit der Nutzung des ehemaligen Kaufhauses geht eine aktive Auseinandersetzung mit der Geschichte des Hauses und seiner ehemaligen Bewohner:innen einher, die 2008 in der Initiative zur Aufstellung der „Säulen der Erinnerung“ mündet (siehe „Brunnengasse 40: Das Warenhaus Dichter und seine Bewohner*innen“).

„Steine der Erinnerung“: ab 2008 werden im Bezirk sechs „Stationen der Erinnerung“ und ein „Stein des Gedenkens“ gesetzt.

2013 erscheint das Buch „Jüdisches Leben in der Wiener Vorstadt – Ottakring und Hernals“. Rund um die Buchpräsentation gibt es ein vielfältiges Rahmenprogramm.

2018 wird im Rahmen des Gedenkprojekts „OT“ in der Hubergasse 8 eine „Sternstele“ aufgestellt.

2021 wird in der Nacht vom 9. auf den 10. November die digital rekonstruierte Fassade des Hubertempels auf das Wohnhaus Hubergasse 8 projiziert.

Quellen:

- <https://www.bezirksmuseum.at/de/museum/ottakring/?bezirksgeschichte>
- [https://www.geschichtewiki.wien.gv.at/Ottakring_\(Vorort\)](https://www.geschichtewiki.wien.gv.at/Ottakring_(Vorort))
- https://www.austriasites.com/vienna/bezirk16_neulerchenfeld.htm
- https://www.austriasites.com/vienna/person_franz_schuhmeier.htm
- <https://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=frb&datum=18930813&seite=3&zoom=33&query=%22ottakring%22&ref=anno-search>
- <https://archive.org/details/jdischeselendi00frei/mode/2up>
- https://www.erinnern.at/themen/e_bibliothek/abschlussarbeiten-paedagogik-an-gedaechtnisorten/abschlussarbeiten/Stein_Abschlussarbeit_Geschichtespaizergang.pdf
- <https://steinedererinnerung.net/projekte-2/16-bezirk/>
- Evelyn Adunka, Gabriele Anderl: Jüdisches Ottakring und Hernals. Mandelbaum Verlag, Wien, 2020.

Maria Verber – „Kein Mensch hat auf diese blöden Flüchtlinge gewartet“

Maria Verber (geb. 23.01.1923) war die Tochter von Irene (geb. Wiener) und Arnold Wolheim, die am 12. November 1921 ihre Hochzeit in Ottakring feierten. Maria lebte mit ihren Eltern in dem Haus Brunnengasse 72, Ecke Payergasse, das ihre Mutter geerbt hatte. Die Familien, sowohl väterlicher- als auch mütterlicherseits, waren assimilierte Juden und Jüdinnen, und ihre Eltern waren schon lange aus der Israelitischen Kultusgemeinde ausgetreten. Ihre Mutter arbeitete bei einer Kunstzeitschrift und ihr Vater studierte, auf Wunsch des Großvaters, Pharmazie, obwohl er damit überhaupt nichts anfangen konnte. Er führte eine Firma für chemische und pharmazeutische Präparate – zunächst in der Brunnengasse 72, ab 1927 in der Kaiserstraße 35 im 7. Wiener Gemeindebezirk – die er später um eine Fotohandlung erweiterte.

März 1938

„...es war wie bei einem Konzert der Beatles...“

Am 12. März 1938, beim Einmarsch der deutschen Truppen in Österreich, war Maria 15 Jahre alt. Heimlich, ohne das Wissen ihrer Eltern, schlich sie sich auf den Heldenplatz, hörte der Rede von Adolf Hitler zu und beobachtete dabei die Reaktionen des Publikums:

„Und ich war so entsetzt über die Reaktion der Österreicher. Es ist wahr, dass nicht alle Österreicher Nazis waren, aber was sich auf dem Heldenplatz abgespielt hat, es war wie bei einem Konzert der Beatles. Die Leute haben hysterisch geschrien und der Hitler war ein sehr guter Redner, sehr emotional und die Leute haben das mitgekriegt und sie sind so wie auf einer Welle [...] geritten. Nun, man muss dazu sagen, dass die Hälfte der Österreicher hoffnungslos verarmt war, keine Chance auf einen Posten, keine Chance auf Arbeit, keine Chance auf irgendeine Entschädigung, also ein Arbeitslosengeld, und er hat gesagt: ‚ihr bekommt Arbeit‘. Und das hat leider gestimmt – nur haben sie nicht dazu gesagt, was für eine Arbeit sie kriegen.“^[1]

„... was ich nie vergessen wer‘...“

Vor seinem Rücktritt am 11. März 1938 hatte Kurt von Schuschnigg für den 13. März unter dem Motto „Für ein freies und deutsches, unabhängiges und soziales, für ein

christliches und einiges Österreich“ eine Volksbefragung geplant, und in Wien malten Unterstützer_innen überall pro-österreichische Parolen auf. Nach dem Einmarsch der deutschen Truppen wurden Jüdinnen und Juden – darunter auch Maria – gezwungen, diese Parolen mit Ätzkalk von den Straßen zu entfernen:

„Ich bin also wieder einmal auf der Straße gewesen ohne Emblem (Anm. Hakenkreuz) und da ist ein SA-Mann gekommen und hat mich angeschaut und hat gesagt: ‚mitkommen‘. Und bin ich mitgegangen, was hätte ich machen sollen, und er hat mich auf den Rathausplatz geführt. Und dort, wo diese Statuen sind [...] dort sind Parolen gestanden [...] ‚Wir retten Österreich‘ [...]. Und dort auf dem Gehsteig zwischen diesen Statuen-Alleen lagen schon 50 ältere Juden mit diesen Besen und Ätzkalk. [...] Alle waren alt und haben versucht zu knien [...] und die sind dann auf sie getreten und haben ihnen gesagt, sie müssen mit Ätzkalk diese Parolen wegstreichen. Ich habe natürlich knien können, weil ich jung war, und ich hab‘ halt gebürstet so gut ich konnte, es war nicht leicht das wegzukriegen. Und dann bin ich zwischen zwei so armen, alten Juden gewesen, die mir ganz fremd waren, aber das ist wurscht. Ich habe gesehen, da muss man was tun und habe versucht denen zu helfen. Daraufhin ist der SA-Mann gekommen und hat mir einen Tritt gegeben und hat gesagt, ich soll die Hände davon lassen, ich darf nicht helfen.

Und das war die SA und die hat einen Befehl gehabt, das hab‘ ich noch verstanden. Aber hinter der SA, die bewaffnet war, stand die Bevölkerung [...], standen die Wiener und haben sich bodenlos gefreut, was da passiert ist. Und das ist etwas, was ich nie vergessen wer‘. ^[2]

Novemberpogrom 1938

„...wir konnten das alles nicht glauben...“

Während des Novemberpogroms 1938 brachten sie ihren Vater bei einer Bekannten in Sicherheit – Maria und ihre Mutter blieben hingegen in der Wohnung und konnten nicht glauben, was passierte:

Am selben Abend ist die ganze Blase vom Brunnenmarkt und die meiner Mutter Spielgefährten waren und dann später auch meine [...] unten vor dem Haus gestanden – mit zwei Lastwagen, mit der SA-Armbinde. Meine Mutter war mit den Anführern per Du! Und sie sind hinaufgekommen und haben die Wohnung ausgeräumt, aber wirklich ausgeräumt, es war nichts mehr [da]. Sie haben uns gezwungen, den Tresor aufzumachen, und alles heraus – alles, alles, was wert gehabt hat: Teppiche, Besteck, was weiß ich. Und wir sind daneben gestanden, meine Mutter und ich, und haben komisch g‘schaut, weil wir konnten das alles nicht glauben. Wir konnten nicht glauben, dass diese Du-Freunde von meiner Mutter da stehen und alles ausräumen. [...]

Und ich erzähle immer die Geschichte von dem Milchhäferl. Da hat man so ein Häferl gehabt [...] und da hat man das Geld für die Milch hineingegeben, also damit man immer Kleingeld hat – für Milch und Brot. Das haben sie auch mitgenommen, mitsamt dem Inhalt. Da waren vielleicht 10 Schilling

drinnen, nicht einmal. [...] Sie haben alles mitgenommen, von dem sie geglaubt haben, dass es irgendeinen Wert hat“. ^[3]

„...ein sehr langer und sehr schwieriger Leidensweg...“

„Und dann, am nächsten Tag, haben wir gehört, dass überall so ein Wirbel war, und dass viele Leute verhaftet worden sind. Es war ein Auffanglager in der Brigittenau, wo die Leute einfach hineingestopft wurden. Und meine Mutter hat gefunden, er [der Vater] kann ruhig noch ein paar Tage wegbleiben und dann haben wir ihn zurückgeholt. Und dann hat mein Vater gesagt: ‚Ich habe unrecht gehabt. Zuerst muss das Kind hinaus, und dann müssen wir versuchen, dass wir auch hinauskommen. Das war ein sehr langer und sehr schwieriger Leidensweg.“ ^[4]

Flucht nach England ...

Marias Eltern setzten alles daran, sie so rasch wie möglich in Sicherheit zu bringen – doch bis sie ausreisen konnte, verging ein ganzes Jahr. Nachdem ihr Antrag auf einen Platz in einem der Kindertransporte nach England abgelehnt worden war, nahmen ihre Eltern Kontakt mit Verwandten in England auf. Schließlich fanden sie eine englische Schule, die bereit war, ein Flüchtlingskind aufzunehmen. Nach der Überwindung der bürokratischen Hürden und Schikanen der Nationalsozialist_innen gelangte Maria 1939 mit dem Zug nach Zürich und von dort mit dem Flugzeug nach England. Mit Hilfe der britischen Quäker_innen gelang auch ihren Eltern in letzter Minute die Flucht dorthin. Maria besuchte zunächst eine Internatsschule, und obwohl sie anfangs sehr mit Sprachschwierigkeiten und der ihr völlig fremden Umgebung zu kämpfen hatte, fühlte sich bald zusehends wohler.

... weiter in die USA ...

Nach ihrem Schulabschluss hing Maria in der Luft. Sie hatte keine Möglichkeit, Geld zu verdienen und ihre Mutter wollte aus England weg. Ein Grund dafür war, dass Marias Vater nach dem Kriegseintritt Englands im September 1939 als „feindlicher Ausländer“ in ein Internierungslager gebracht worden war – und ihre Mutter alles daran setzte, ihn von dort herauszuholen. Maria fühlte sich inzwischen als Engländerin und war von der Idee, in die USA auszuwandern, wenig begeistert.

Die bürokratischen Hürden für eine Ausreise aus England und die Einreise in die USA waren nicht einfach zu überwinden, doch schließlich hielten sie zwei Affidavits in ihren Händen – eines für ihre Eltern, eines für Maria – sowie drei Schiffsfahrkarten. Am Tag vor der Abreise machten sich Maria und ihre Mutter mitten in der Nacht auf den Weg nach Liverpool. Doch am Hafen, wenige Stunden vor der Abfahrt des Schiffs nach Montreal, war von ihrem Vater noch immer keine Spur. Erst kurz bevor das Schiff ablegte, wurde ihr Vater von zwei englischen Soldaten an Bord gebracht:

„Und ungefähr eine halbe Stunde [...] bevor das Schiff in See gestochen ist, kommt mein Vater daher [...] und er war mit Handschellen an zwei Soldaten angekettet. [...] Also wurscht, er war da. Und die haben sich so entschuldigt, die waren so herzlich: ‚ja, wir haben die Order gehabt, es tut uns so leid.‘ Es war [...] uns alles wurscht, ob mit oder ohne Handschellen, er war da.

Und die haben sich dann verabschiedet, und haben alles Gute [gewünscht]. Die Engländer haben noch immer Angst gehabt, dass das Spione sind, sie konnten diesen Gedanken nicht loswerden. [...] Die Soldaten waren weg, der Vater war da, jetzt habe ich kein Argument mehr gehabt, alleine in England zu bleiben.“^[5]

Sie waren 23 Tage unterwegs und erreichten mitten im Winter 1940 völlig mittellos New York. Der Neuanfang in den USA war schwierig und von der Suche nach Arbeit geprägt. Marias Mutter hielt die Familie über Wasser, indem sie putzen ging und selbst gebackene Vanillekipferln bei schon besser gestellten Flüchtlingen verkaufte – meist von Tür zu Tür, wobei Maria mithalf. Ihr Vater versuchte sich erfolglos zunächst in der Strickerei und später im Verkauf von Staubsaugern.

Nachdem ihre Eltern in den USA Fuß gefasst hatten, studierte ihr Vater erneut und arbeitete bis zu seiner Pensionierung wieder als Pharmazeut. Ihre Mutter machte die Ausbildung zur Kinderschwester und arbeitete als solche – so hatten beide Elternteile gut bezahlte Arbeitsstellen.

Maria fand bei Metro-Goldwyn-Mayer den Job ihres Lebens: Sie hatte die Aufgabe, Bücher zu lesen und einzuschätzen, ob sie für eine Verfilmung geeignet waren.

... Rückkehr nach Wien

Nach Kriegsende wollte Marias Mann – ein aus Wien geflüchteter Medizinstudent, der sein Studium hatte abbrechen müssen – dieses unbedingt fortsetzen. Da er in den USA von vorne hätte beginnen müssen, entschlossen sie sich, mit ihrer damals erst sechs Monate alten ersten Tochter nach Wien zurückzukehren. Weil sie in der Schweiz warten mussten, bis die Amerikaner_innen sie nach Österreich einreisen ließen, wurde die Rückreise zu einer Odyssee – erst Ende 1946/Anfang 1947 konnten sie endlich nach Wien zurückkehren.

Nach ihrer Pensionierung kehrten auch Marias Eltern wegen ihr und der Enkelkinder Ende der 1950er Jahre nach Wien zurück. Ihr Vater starb im Oktober 1964 – nur kurz nach seiner Rückkehr – an einem Gehirntumor, ihre Mutter im Oktober 1974.

Maria arbeitete als Dolmetscherin und reiste viel. Obwohl der Spagat zwischen Mutterschaft und Beruf ihr viel abverlangte, hätte sie sich keinen anderen Beruf gewünscht. Sie engagierte sich außerdem bei „UNIVERSITAS Austria – Berufsverband für Dolmetschen und Übersetzen“ und wurde zunächst Vizepräsidentin, ab 1972 Präsidentin des Verbandes. Als Anerkennung und Dank für ihr großes Engagement wurde das Mentoring- und Stage-Programm von UNIVERSITAS Austria nach Maria Verbers Tod im Jahr 2014 umbenannt und trägt bis heute ihren Namen.

Maria war von Jugend an ein politisch interessierter und engagierter Mensch – wie in der Diplomarbeit „Meine roten Großmütter“ von Vera Schwarz nachzulesen und in der Mediathek nachzuhören ist.

Fußnoten:

[1] Oral History Interview mit Maria Verber. Projekt „Menschenleben“. Ausschnitt: „Es war wie bei einem Konzert der Beatles ... Als Jüdin am Heldenplatz“ www.mediathek.at/atom/1F1C5D1F-219-0006B-00006F82-1F1BEBAD

[2] Oral History Interview mit Maria Verber – 1. Teil. Ausschnitte aus Timecode 31:39-35:05. www.mediathek.at/atom/12F93199-374-00190-00000DD8-12F84839

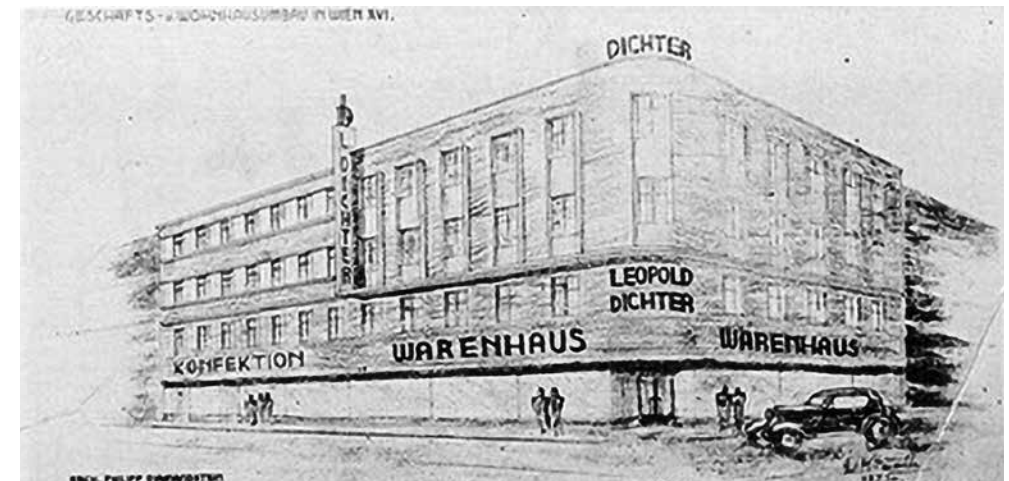
[3] Oral History Interview mit Maria Verber. Sammlung „Menschenleben“. Novemberpogrom 1938. www.mediathek.at/atom/1F25DF3C-32D-00162-0000348B-1F25262D

[4] Oral History Interview mit Maria Verber – 1. Teil, Timecode 23:55-24:35. www.mediathek.at/atom/12F93199-374-00190-00000DD8-12F84839

[5] Oral History Interview mit Maria Verber. 3. Teil. Ausschnitte aus Timecode 7:32-8:59. www.mediathek.at/atom/1B686261-2ED-00019-000001D8-1B67CF45

Quellen:

- Maria Verber. Oral History Interview Mediathek, www.mediathek.at/portalsuche
- Vera Schwarz. Meine roten Großmütter – Politische Aktivität aus der KPÖ ausgetretener/ausgeschlossener Frauen. Diplomarbeit, Politikwissenschaft, Universität Wien, 2008.



Entwurf des Warenhauses Dichter von Philipp Diamandstein, 1934

1 Brunnengasse 40: Das Warenhaus Dichter und seine Bewohner*innen

Die drei Gedenksäulen am Yppenplatz sind, bei wechselnder Bespielung durch verschiedene Künstler*innen und Initiativen, den Geschwistern Edith (1925-2021) und Walter Arlen (1920-2023) gewidmet. Die „Säulen der Erinnerung“ wurden 2008 von im Bezirk aktiven Künstler*innen initiiert, die 2005 das Angebot erhielten, ein großes Kaufhausgebäude in der Brunnengasse 40 bis zum Abriss zwischenzunutzen. Aus der



Walter Arlen 2010 auf dem Yppenplatz

Nutzung des ehemaligen Kaufhauses entstand eine aktive Auseinandersetzung mit der Geschichte des Hauses und seiner ehemaligen Bewohner*innen.

Regine und Leopold Dichter gründeten 1890 das Warenhaus Dichter. Mehrere Generationen der Familie bewohnten Wohnräume im Warenhaus, das 1935 in moderner Formsprache vom Architekten Philipp Diamondstein umgestaltet wurde.

1920 wurde Walter Aptowitzer, der Enkel von Regine und Leopold Dichter, in diesen Wohnräumen geboren – später änderte er im amerikanischen Exil seinen Nachnamen in Arlen. Direkt nach dem „Anschluss“ im März 1938, so beschreibt es Walter Arlen, wurde seine Mutter aus dem Geschäft verwiesen, als sie dort zur Arbeit erschien. SA-Männer drangen in die Wohnung der Familie ein, misshandelten Walter und verhafteten seinen Vater. Die Wohnung wurde verwüstet und ausgeraubt. Die Familie

wurde bald gezwungen, aus der Wohnung auszuziehen. Die Ereignisse lösten eine psychische Krise bei Walter Arlens Mutter Mina aus. Er beschreibt das gewandelte Verhalten vieler Mitarbeiter*innen direkt nach dem „Anschluss“: „Über Nacht war das halbe G'schäft antisemitisch.“

Durch den Bankier Edmund Topolansky wurde das Warenhaus „arisiert“, vermutlich der Grund, weshalb es in den Novemberpogromen kein Ziel der Gewalt war. Am 8. November 1938 flüchtete Walter Aptowitzer vor dem Pogrom zu Fuß durch Ottakring auf den Wilhelminenberg, versteckte sich dort im Wald und verließ dieses Versteck erst im Morgengrauen wieder. Er erinnerte sich später:

„Aus irgendeinem Grund verließ ich am Abend des 9. November 1938 unsere Unterkunft in der Brunnengasse, ging zur Thaliastraße, rechts hinauf bis ans Ende der Thaliastraße, dann links und den Hügel hinauf zum Steinhof mit dem Blick über die Stadt. Ich sah rote Flecken, die sich in den Wolken am Himmel widerspiegelten. Ich hatte keine Ahnung, was da brannte. Es hatte unter null Grad. Auf einem dreistündigen Spaziergang sah ich keinen einzigen Menschen. Ich spürte, dass etwas passierte, aber nicht, was es war. Ich wusste nicht, dass innerhalb von zwei Tagen mehr als 20 Synagogen in den 21 Bezirken von Wien niedergebrannt wurden. Ich wusste nicht,

dass der Hubertempel nicht weit von unserer Wohnung im dritten Stock des Warenhaus Dichter zerstört worden war. Er war die einzige Synagoge im 16. Wiener Bezirk, Ottakring, und war auf einem Grundstück erbaut worden, das Baron Kuffner, der Gründer und Eigentümer der Ottakringer Brauerei auf der Ottakringer Straße, gestiftet hatte. Kristallnacht, zwei Nokturnen, ursprünglich ohne Pause gespielt, die ich in Erinnerung an diese Gräueltaten komponiert habe, gibt meine Gemütsverfassung wieder, wenn ich zurückdenke: Unruhe, Angst, ruhige Andacht. In Nr. 2 wehen kurz Fetzen von Schubertliedern durch, wie schwebend. Das – in Wien, der Stadt Schuberts!“

Nach dem Ende der NS-Zeit wurde das Warenhaus in einem Rückstellungsverfahren nicht der Familie Dichter und ihren Nachfahren, sondern Oskar Seidenglanz zugeschlagen, der selbst ein Profiteur der „Arisierung“ des Kaufhauses von Osias Schaga Schass im 20. Bezirk gewesen war. Unter Seidenglanz' Namen „Osei“ war das Kaufhaus bis 2004 in Betrieb.

Walter Arlens Großmutter Chana (auch Chane) Aptowitzer wurde 1942 ins KZ Theresienstadt und von dort ins Vernichtungslager Treblinka deportiert, wo sie ermordet wurde. Walter Arlen konnte 1939 in die USA fliehen, Edith und die Eltern überlebten in Großbritannien, erst 1946 konnte die Familie in Chicago wieder zusammenfinden. Ihre in Wien begonnene Laufbahn als Tänzerin konnte Edith Arlen-Wachtel nicht fortsetzen, sie arbeitete als Buchhalterin, in Kultureinrichtungen und sozialen Organisationen. Walter Arlen wurde Musikkritiker und Komponist, einige seiner Werke reflektieren die Erfahrungen der NS-Zeit.

Am Standort des ehemaligen Warenhauses steht heute ein Wohnbau, eine Gedenktafel erinnert auf deutsch und englisch an die Geschichte der Familie Dichter und ihres Geschäfts.



Walter Arlen mit Tante Rosl Dichter und Cousine Gretl vor dem Eingang des Warenhauses, 1928

Quelle:

- Stephanus Domanig: Dokumentarfilm. Das erste Jahrhundert des Walter Arlen, 2018.
- Kunstprojekt Sammlung Dichter mit Informationen zur Familie Dichter und 3D-Aufnahmen des 2007 abgerissenen Kaufhauses, <https://www.sammlungdichter.com/>.

Weyprechtgasse 7: Geschwister Schwarzbart

Stein der Erinnerung: Beraubt – Vertrieben – Ermordet

Die Schwestern **Hilda** (geb. 22. März 1901), Gisela (**Ella**; geb. 15. April 1904), **Herta** (geb. 3. November 1908) und Johanna (**Hansi**; geb. 22. Jänner 1914) Schwarzbart lebten zeitweise bei ihrer Mutter Pauline in der Weyprechtgasse 7. Ihr Vater Arthur verstarb bereits während des Ersten Weltkrieges, nachdem er an der russischen Front angeschossen worden war. Aufgrund wirtschaftlicher Probleme musste Pauline notgedrungen ihr früher florierendes Dessous-Geschäft, das sie mit ihrem Mann geführt hatte, aufgeben und ihre Töchter – außer Hilda – im Jahr 1915 vorübergehend im Charlotte Merores-Itzeles Waisenhaus für israelitische Mädchen im 19. Wiener Gemeindebezirk, Döbling, unterbringen, wo sie auch die Schule besuchten.

Hansi wurde Zionistin und wanderte nach ihrer Heirat mit Gyuri (Georg Dov) Loeffler bereits im Jahr 1932 in das damalige Palästina aus, wo sie am 18. Dezember 1969 starb.

Herta arbeitete als Lehrerin, Kindergärtnerin und Erzieherin, unter anderem von 1928–1936 im Charlotte Merores-Itzeles Waisenhaus. Nachdem sie dieses aufgrund von Differenzen mit der Direktion verlassen musste, zog sie in die Weyprechtgasse 7. Am 27. März 1938, kurz nach dem „Anschluss“, heiratete sie Leopold (Leo) Stoer (Stör). Die NS-Machtübernahme hatte Leo dazu veranlasst, sofort ein Einwanderungsvisum für die USA zu beantragen, aber da die Hochzeit erst nach der Antragstellung stattgefunden hatte, konnte Herta nicht in sein Visum aufgenommen werden. Er emigrierte im September 1938 in die USA und es war ihm möglich, ein Affidavit für Herta zu beschaffen. Nachdem es Herta nach einigen Mühen gelungen war, eine Ausreisebewilligung und einen Pass zu erhalten, verabschiedete sie sich Anfang 1939 von ihren Schwestern und reiste nach Cherbourg in Frankreich, von wo sie mit dem Schiff New York erreichte. Herta wurde fast 100 Jahre alt und starb am 20. Februar 2007.

Hilda führte gemeinsam mit ihrer Mutter Pauline bis zu deren Tod am 1. Juni 1937 im Erdgeschoss der Weyprechtgasse 7 ein „Spezialhaus für Kinderkleider“. Nach dem „Anschluss“ im März 1938 wurde Hilda gezwungen



Papiertragetasche aus dem Kleidergeschäft von Hilda Schwarzbart.

ihr Geschäft aufzugeben, verkaufte aber weiterhin aus der darüber gelegenen Wohnung Kleidung. Am 25. Mai 1938 stellte Hilda bei der *Auswanderungsabteilung der Fürsorge-Zentrale der Israelitischen Kultusgemeinde* für sich und ihre Schwester **Ella** einen Antrag auf Auswanderung – entweder nach Palästina (zu ihrer Schwester Hansi und ihrem Schwager Georg), in die USA oder nach Australien. Obwohl beide bereits ein Affidavit für die USA besaßen, blieben ihre Bemühungen erfolglos – ihre *Visa-Quotennummern* waren zu hoch. Im Juli 1941 wurden alle amerikanischen Konsulate im „Deutschen Reich“ geschlossen, wodurch die diplomatischen Vertretungen, die Visa ausstellten, nicht mehr erreichbar waren.

Wann genau **Hilda** und **Ella** in eine der sogenannten Sammelwohnungen in die Nestroygasse 8 im 2. Wiener Gemeindebezirk, Leopoldstadt, ziehen mussten, ist (uns) nicht bekannt. Die beiden Schwestern sind unter den insgesamt 36 Personen, die von dieser letzten Wohnadresse deportiert wurden. Hilda und Ella wurden am 27. Mai 1942 mit dem Zug Da 204 vom Aspangbahnhof nach Minsk deportiert, wo sie unmittelbar nach ihrer Ankunft am 1. Juni 1942 ermordet wurden. Sie waren damit zwei der etwa 40.000 bis 60.000 Menschen, die zwischen 1942 und 1944 im nahegelegenen Vernichtungslager Maly Trostinec ermordet wurden.

Ihr Bruder Friedrich (**Fritz**; geb. 21. Oktober 1902) wohnte 1938 in der Unteren Viaduktgasse 21 im 3. Wiener Gemeindebezirk, Landstraße. Ihm gelang mit Hilfe eines „Schleppers“ die Flucht nach Belgien, aber nach dem deutschen Angriff im Mai 1940 wurde er von der belgischen Polizei verhaftet. Er wurde zunächst in das südfranzösische Internierungslager Gurs, St. Cyprien gebracht und am 26. August 1942 über Drancy nach Auschwitz deportiert. Von dort kam er in das KZ Groß-Rosen und wurde am 9. Februar 1945 nach Buchenwald überstellt, wo er am 18. Februar 1945 im Alter von 42 Jahren an den Folgen der auf dem Todesmarsch erlittenen Frostwunden an einer Sepsis verstarb. An Fritz und weitere Jüdinnen und Juden, die Opfer der Shoa wurden, erinnert in der Unteren Viaduktgasse 21 ein Stein des Gedenkens.



Stein der Erinnerung: Familie Schwarzbart, Weyprechtgasse 7.

Quellen:

- United States Holocaust Memorial Museum, Leopold and Herta Stoer family collection: collections.ushmm.org/search/catalog/irn593632
- MyHeritage: Österreich, Wien, Jüdische Auswanderungsanträge, 1938–1939. www.myheritage.at/research/collection-11000/osterreich-wien-judische-auswanderungsantrage-1938-1939
- Andrea Hurton. Verfolgung und Rettungswiderstand. Untergetauchte Wiener Juden und Jüdinnen in Belgien 1940–1945; drei Familiengeschichten. Christine Schindler (Hrsg., im Auftrag des DÖW), Verfolgung und Ahndung, Wien 2021. https://www.doew.at/cms/download/8r381/jb_2021_hurton_web.pdf
- <https://steinedererinnerung.net/>



Ottakringer Synagoge

Im Jahr 1872 oder 1874 gründete die zu dieser Zeit selbständige „Israelitische Cultusgemeinde Hernals, Ottakring und Neulerchenfeld“ unter der Obmannschaft von Ignaz Kuffner einen Tempelbauverein. 1882 stellte Ignaz Kuffner diesem Verein eine Liegenschaft in der Hubergasse 8 zur Verfügung. Im Jahr 1885 konnte der für historistische Renaissancebauten bekannte Architekt Ludwig Tischler für die Planung einer Synagoge gewonnen werden. Die Bauarbeiten dauerten unter der Leitung von Stadtbaumeister Donat Zifferer bis in den Herbst 1886.

Der dreischiffige Ziegelbau bot Sitzplätze für 406 Männer und 266 Frauen und war das religiöse, soziale und kulturelle Zentrum der Jüdinnen und Juden der ehemaligen Vorstadtgemeinden Ottakring und Neulerchenfeld, und später des 16. und 17. Wiener Gemeindebezirks.

Über den Eingangstüren befanden sich drei große Bogenfenster, links und rechts davon Rundfenster. Über den Bogenfenstern war ein dreieckiger Giebel aufgesetzt, an dessen Spitze die zwei Tafeln mit den Zehn Geboten auftrugen. Beiderseits waren zwei Davidsterne angebracht. Man betrat den Betraum für die Männer durch drei Eingänge und eine Vorhalle. An beiden Seiten führten Stiegenaufgänge zu den Frauengalerien. Das Mittelschiff wurde von den beiden Seitenschiffen durch Säulen getrennt. Die Frauengalerien wurden links und rechts durch Mauerpfeiler, die über zwei Stockwerke reichten, gestützt. Das Tonnendach bestand aus einer massiven Holzkonstruktion.

Am 23. September 1886 fand die feierliche Eröffnung der Synagoge im Beisein zahlreicher Kommunalpolitiker und des Pfarrers von Ottakring Karl Dittrich statt. Oberrabbiner Moritz Gudemann hielt die Festrede, in der er den christlichen und jüdischen Spenderinnen und Spendern dankte und das friedliche Zusammenleben der Religionen in Ottakring hervorhob.

Österreichisch-ungarische Cantoren-Zeitung (8.10.1886)

„Ottakring, am 23. September 1886. Die feierliche Einweihung des neubauten Tempels in der Hubergasse 8, fand heute um 11 Uhr Vormittags unter lebhafter Betheiligung sowohl der israelitischen als auch der christlichen Bevölkerung statt. Der Tempel war zu diesem Zwecke mit Fahnen und Reisig geschmückt. Unter den Festgästen bemerkte man den k. k. Statthaltereirath Bezirkshauptmann Habicher, den Reichsrathsabgeordneten Hofrath Exner, den Landtagsabgeordneten Helbling, den k. k.-Bezirksschulinspector Professor Hinterwaldner, den Pfarrer von Ottakring, Canonicus Dittrich, den Bürgermeister von Ottakring, Antonin Zagorsky, den Bürgermeister-

Donat und Rosa Zifferer



Donat Zifferer wurde 1845 in Bystrice im damaligen Kronland Mähren als Sohn eines jüdischen Landpächters geboren. Die Realschule besuchte er noch in Brünn, um dann in Wien an der Technischen Hochschule zu studieren. Nach Abschluss seiner Ausbildung praktizierte er in der „Allgemeinen Österreichischen Baugesellschaft“. Anfang der 1870er Jahre machte er sich selbstständig und erwarb die Baumeisterkonzession. Darüber hinaus arbeitete er eng mit der „Leopoldstädter Baugesellschaft“ zusammen, der er als Direktor vorstand. In der Folge war er rund dreißig Jahre sowohl als Baumeister als auch als Bauunternehmer sehr erfolgreich tätig. Zifferer, der in diesen Jahren ein beachtliches Vermögen erworben hatte, unterstützte zahlreiche humanitäre Institutionen. Neben seinem Engagement in der Wohlfahrt und der Armenfür-

sorge, trat Zifferer auch anderweitig immer wieder als großzügiger Spender auf. U. a. beteiligte er sich an der Finanzierung eines Spitals in seinem Heimatort Bystrice und verzichtete beim Bau der Synagoge in der Hubergasse in Ottakring auf sein Honorar. 1895 wurde Zifferer als Vertreter der Liberalen in den Wiener Gemeinderat gewählt und hatte dieses Mandat rund zehn Jahre inne. Er starb 1909 nach langem Leiden im 64. Lebensjahr an einer Lungenentzündung.

Rosa Zifferer wurde als Rosa Schüler in Paderborn in eine jüdische Familie hineingeboren und wuchs in Berlin auf, wo ihr Vater Simon als Bankier tätig war. 1872 heiratete sie den Baumeister Donat Zifferer. Das Paar wohnte zunächst in der Berggasse 28, nach der Geburt der Kinder Elisabeth (1874) und Erwin (1876) übersiedelte die Familie in eine repräsentative Wohnung auf dem Maximilianplatz 6, dem heutigen Rooseveltplatz (1090 Wien, Alsergrund). 1883 wurde der Sohn Hans geboren.

1893 gründeten der Präsident des Tempelvereins des 9. Bezirks, Gottfried Bettelheim, und seine Frau Regine bei der Synagoge Müllnergasse (Alsergrund) den Verein „Frauenhort“. Rosa Zifferer wurde die erste Präsidentin. In der Anfangszeit versuchte der Verein die finanzielle Not von Wöchnerinnen, Erwerbstätigen Frauen und von Armut betroffenen Schulkindern jüdischen Glaubens durch finanzielle Zuwendungen zu lindern. Rechenschaftsberichte des „Bundes Österreichischer Frauenvereine“ belegen, dass auch Rosa Zifferer verschiedene karitative Initiativen und Einzelpersonen großzügig unterstützte. Rosa Zifferer gelang es mit Spenden- und Werbeaktionen sowie mit Beteiligungen an Ausstellungen den Verein „Frauenhort“ zu einem der größten jüdischen Frauenhilfsvereine zu machen. 1910 zählte er über 800 Mitglieder, darunter Elise Richter und Käthe Leichter. 1909 konnte ein Haus in Seebenstein erworben und darin ein Arbeiterinnen-Erholungsheim eingerichtet werden. 1910 zeichnete Kaiser Franz Josef die Funktionärin für ihre wohlthätige Arbeit mit dem Elisabeth-Orden II. Klasse aus. Rosa Zifferer starb 1911 unerwartet an den Folgen einer Operation.



Stellvertreter von Neulerchenfeld, Wininger, den Leiter des Polizeicommissariates Karassek, die meisten Direktoren und Oberlehrer der hiesigen Schulen, Vertreter der Cultusgemeinde Wien und mehrerer Nachbargemeinden, Vertreter der Ortsschulräthe der Gemeinden Hernals, Ottakring, und Neulerchenfeld.

... Der neuerbaute Tempel dürfte zum Aufschwunge der hiesigen Cultusgemeinde wesentlich beitragen. Sein Entstehen verdankt er größtentheils der großherzigen Familie Edle von Kuffner, deren verewigtes Oberhaupt, Herr Ignaz Edler von Kuffner, für die Erwerbung eines Tempelbauplatzes ein Legat von fl. 5000 vermachte. Sein Sohn und Nachfolger, Herr Moriz Edler von Kuffner, ergänzte dieses Legat bis zu solcher Höhe, dass zum Ankaufe geschritten werden konnte. Um nun den Bau zu realisieren, constituirte sich der hiesige Tempelbauverein ... Der Tempel, der sammt Nebengebäuden ungefähr fl. 50.000 kostet, ist im romanischen Style gehalten, einfacher Construction, ohne besonderen Luxus und sehr zweckentsprechend. Für die innere Einrichtung wurden sehr viele, darunter werthvolle Gegenstände gespendet.“

Durch die Eingemeindung der Vororte 1892 verlor die „Israelitische Cultusgemeinde Hernals, Ottakring und Neulerchenfeld“ ihren Status als selbstständige Gemeinde. Die Synagoge in Ottakring stand seither unter der Verwaltung der Israelitischen Kultusgemeinde Wien.

1898 wurde Julius Max Bach Rabbiner der Synagoge Hubergasse 8.

Dr. Bloch's oesterreichische Wochenschrift 15 (1898) 50 (16.12.1898 Wien).

„Installation des Rabbiners Dr. Bach.

Donnerstag den 8. December 1898, halb 4 Uhr Nachmittags, fand im israelitischen Gemeindetempel, XVI. Hubergasse 8, die feierliche Installierung des Rabbiners Dr. Julius Max Bach durch den Oberrabbiner Dr. Gudemann statt. Schon um 3 Uhr war der mit Girlanden und Reisig geschmückte Tempel dicht gefüllt.“

Bach galt als ein sehr begabter und eloquenter Prediger mit liberaler Weltanschauung. Er unterrichtete an den Pflichtschulen jüdische Religion und reichte im Mai 1907 beim österreichischen Unterrichtsministerium einen Lehrplan für den Jüdischen Religionsunterricht für weiterführende Schulen ein. In den 1920er Jahren führte er die Bat-Mizwa-Zeremonie für Mädchen ein. 1925 wurde auf seine Anregung hin der „Jüdische Kultur- und Tempelbauverein in Wien Ottakring und Hernals“ gegründet. Ziel war die Renovierung des Gebäudes und einen Wintertempel zu erbauen, da der Tempel in der Hubergasse nicht geheizt werden konnte.

Die Wahrheit 1925 Heft 6 (13.2.1925)

„Jüdischer Kultur- und Tempelbau-Verein Wien, Ottakring-Hernals.

Ueber Anregung des Herrn Rabbiners Dr. J. M. Bach wurde der im Titel genannte Verein gegründet, zu dem Zwecke, den Tempel, XVI., Hubergasse 8, zu renovieren und einen kleinen, würdigen Wintertempel zu erbauen, da die

Tempelkanzlei für Betzwecke absolut ungeeignet ist. Die Kosten sollen einerseits durch die zugesicherte Hilfe der Kultusgemeinde, andererseits durch verhältnismäßig geringe Beiträge der Tempelbesucher aufgebracht werden.“

Mitglied konnte jeder und jede „Angehörige der jüdischen Konfession“ werden, der bzw. die das 21. Lebensjahr erreicht hatte. Zwei Jahre nach der Gründung des Vereins, am 1. Dezember 1927 wurde an der Hofseite der Synagoge nach den Plänen des Architekten Ignaz Reiser ein beheizbarer, rechteckiger, und symmetrisch angelegter Wintertempel mit 124 Sitzplätzen für Männer und einer Frauengalerie errichtet.

Die Wahrheit 1927 Heft 50 (9.12.1927)

„Tempeleinweihung in Ottakring

Ein langgehegter Wunsch der Ottakringer und Hernalser jüdischen Bevölkerung ist dank der rührigen Tätigkeit des „Jüdischen Kultur- und Tempelbauvereines“ dieser Bezirke in Erfüllung gegangen. Ein kleines, schmuckes Gotteshaus mit einer sehr praktischen Damengalerie und stilvoll kassettierten Holzdecke, bei dem sich Anklänge an die alten Synagogen des Mittelalters finden, wurde dank der Anteilnahme aller beteiligte Kreise in kürzester Zeit als Wintertempel geschaffen.

Die Pläne stammen von dem bekannten Architekten Ignatz Reiser, nach dessen preisgekröntem Entwurf jetzt auch der neue israelitische Friedhof erbaut wird.....“

Auch hier fanden sich prominente Gäste zusammen. Oberrabbiner Zwi Perez Chajes

Ignaz Reisner

Ignaz Reisner hat neben dem Wintertempel in der Hubergasse außerdem die Synagoge in Mödling, den Pazmanitentempel in der Leopoldstadt, die Zeremonienhalle und das Verwaltungsgebäude der Israelitischen Abteilung des Wiener Zentralfriedhofs und den Umbau des Storchentempels im 15. Wiener Gemeindebezirk verwirklicht. Er verstarb 1940 an einer Krebserkrankung im Rothschild-Spital in Wien. Seine Frau Rosalie wurde 1942 in das KZ Theresienstadt deportiert und noch im selben Jahr in Maly Trostinec ermordet. Ihre Kinder Otto, Robert und Margit flüchteten in die USA.

hielt die Festrede.

Im Hubertempel hatten neben dem 1925 gegründeten „Jüdischen Kultur- und Tempelbauverein“, der 1938 aufgelöst und dessen Vermögen eingezogen wurde, auch andere jüdische Vereine ihren Sitz:

Chewra Kadischa

Der Verein wurde 1877 gegründet. Im Vereinsakt im Wiener Stadt- und Landesarchiv liegen keine Statuten vor. Jeder Chewra Kadischa-Verein hatte jedoch den Zweck der Fürsorge für Kranke, Hinterbliebene nach Todesfällen sowie der rituellen Bestattung

von Toten. Der Verein wurde 1938 aufgelöst. Das Vermögen des Vereins wurde nach Abzug der Aufbauumlage und Verwaltungsgebühr in die Israelitische Kultusgemeinde eingewiesen. Die Stelle des letzten Obmanns bekleidete Jakob Deutsch.

Israelitischer Frauen-Wohltätigkeitsverein

Der Verein wurde im Jahr 1899 in Wien gegründet. Der Vereinszweck lautete „die materielle Unterstützung notleidender israelitischer Frauen, insbesondere von armen Wöchnerinnen, Witwen und Waisen, zunächst solche, welche in den Bezirken 16 und 17 wohnhaft sind“. Ordentliche Mitglieder mussten einen jährlichen Beitrag von mindestens acht Kronen leisten. Die Mittel des Vereins bestanden aus Mitgliedsbeiträgen, Beiträgen von Stifter*innen und Gründer*innen, Verlassenschaften, Spenden und Erlösen aus Wohltätigkeitsfesten. Die Stelle der letzten Obfrau bekleidete bis zur Auflösung des Vereins 1938 Adele Bach, die Frau des Rabbiners Julius Max Bach.

Verein zur Ausspeisung armer israelitischer Schulkinder

Der Verein wurde 1897 gegründet. Der Zweck des Vereins war laut Statuten von 1899 „arme würdige israelitische Schulkinder des 16. und 17. Gemeindebezirkes in Wien mit jüdisch-ritueller Kost auszuspeisen“. Es gab beitragende und unterstützende Mitglieder, Gründer*innen und Stifter*innen. Die Einnahmen des Vereins bestanden nach einer Vereinsumbildung laut Statuten von 1903 aus Mitgliedsbeiträgen, Spenden und Erlösen aus den vom Verein veranstalteten Festen. 1907 kam es zu einer neuerlichen Umbildung des Vereins. Der Vereinszweck wurde dahingehend erweitert, dass nun nicht nur die Ausspeisung der Kinder, sondern auch die Schaffung von „Wohlfahrts-einrichtungen“ für diese ein Ziel war. Der Verein erwarb ein Wohnhaus in der Wurlitzergasse 11, 1160 Wien, und betrieb dort bis 1939 eine Ausspeisungsküche. 1938 hieß der Verein „Ausspeisungsverein für Schulkinder und für alte, erwerbsunfähige Männer und Frauen“, war also wegen der zunehmenden Verarmung unter der jüdischen Bevölkerung zu dieser Zeit nicht mehr nur auf die Fürsorge der Kinder beschränkt.

Im März 1938 musste die Notausspeisung, die 400 bis 500 Jüdinnen und Juden mit koscherem Essen versorgte, vorübergehend schließen, da das Gebäude vom Nationalsozialistischen Kraftfahrkorps (NSKK) besetzt und von weiteren SS-Formationen benutzt wurde. Die Israelitische Kultusgemeinde erwirkte im Juni 1938 eine Wiedereinrichtung des Ausspeisungsbetriebs, aber ohne Speisesaal, sodass die Speisen auf der Straße eingenommen werden mussten. Am 31. Juli 1939 erging der Befehl der Behörde, die Ausspeisungsküche in die ehemalige Synagoge, Hubergasse 8 zu übersiedeln. Das Technische Amt der Israelitischen Kultusgemeinde stellte sich dagegen, da gegenüber der Synagoge eine NSDAP-Ortsgruppe sei und die Funktionär*innen und Personen, die die Ausspeisung in Anspruch nahmen, schweren antisemitischen Anfeindungen ausgesetzt waren. Am 22. Februar 1939 kam das Wohnhaus in der Wurlitzergasse 11 in das Eigentum der „Aufbaufonds Vermögensverwaltungs Ges.m.b.H.“, die das Haus am 7. Juni 1939 um 28.000 Reichsmark je zur Hälfte an Josef und Antonie Luft verkaufte.

1948 übertrug Josef Luft der Israelitischen Kultusgemeinde Wien die Verwaltung des Hauses freiwillig. Doch erst im März 1955 wurde ein langwieriges Verfahren gegen

die Erb*innen des Ehepaars Luft abgeschlossen und das Haus ging nach einer Zahlung von 11.160,27 Schilling (an die Erb*innen) an die Israelitische Kultusgemeinde.

Verein der Kinderfreunde zur Bekleidung armer israelitischer Schulkinder

Der Verein wurde 1881 gegründet und hatte seinen Sitz zuerst in der Annagasse 6, 1150 Wien und erst später in der Hubergasse 8. Der Verein hatte den Zweck, „arme würdige Schulkinder aus den Gemeinden Hernals, Ottakring und Neulerchenfeld zum Beginne des Winters mit Kleidungsstücken zu versehen“. Eine Statutenänderung 1889 bewirkte, dass die Zuteilung der Kleidung in der ersten Hälfte des Monats November zu erfolgen hatte. Es gab „wirkliche“ Mitglieder und „Ehrenmitglieder“, wobei die „wirklichen“ Mitglieder ein „armes, würdiges Kind“ vorschlagen konnten. Die Mitglieder mussten das 18. Lebensjahr überschritten haben. Die Mittel bestanden aus Mitgliedsbeiträgen und Erträgen aus Festlichkeiten. Die Auflösung des Vereins und die Löschung aus dem Vereinsregister, sowie dessen Eingliederung in die Fürsorgezentrale der Israelitischen Kultusgemeinde unter Aufhebung der Rechtspersönlichkeit erfolgte durch den Stillhaltekommissar für Vereine, Organisationen und Verbände im Verlauf des Jahres 1938. Die Stelle des letzten Obmanns bekleidete Heinrich Rosenzweig.

Keiner der Vereine wurde nach 1945 wieder begründet.

Novemberpogrom

Am 10. November 1938 wurde auch der Hubertempel angegriffen, angezündet und schwer beschädigt, das Gebäude jedoch nicht zerstört. Das Brand-Tagebuch der Wiener Feuerwehr vermerkte den Beginn des Feuerwehreinsatzes um 10:39 Uhr und bezeichnete die Einsatzstelle als „Feuer“: „Brannte die Inneneinrichtung des Tempels mit zwei Schlauchl. u. Aggregat abgelöscht“.

Über den Angriff auf den Tempel wurde am nächsten Tag auch in mehreren Zeitungen berichtet:

Arbeiter Ottakrings gegen Judentempel (Kleine Volks-Zeitung, 11. November 1938)

„In Ottakring und Hernals sammelten sich schon in den frühen Morgenstunden erregte Volksgenossen an und demonstrierten gegen die ruchlose jüdische Mordtat. Die Empörung richtete sich besonders gegen den jüdischen Tempel in der Hubergasse. Um 9 Uhr stiegen aus dem Inneren des Tempels dicke Rauchschwaden auf. Der rasch um sich greifende Brand zerstörte einen Teil der Inneneinrichtung. Die Feuerwehr mußte sich darauf beschränken, die umliegenden Häuser vor dem Übergreifen der Flammen zu bewahren. Vielfach zogen Demonstranten vor die jüdischen Geschäfte und verlangten stürmisch deren Schließung. ...“

Synagogenbrände in Wien (Neues Wiener Tagblatt, 10. November 1938)

„... Zu besonders erregten Szenen kam es in Hernals und Ottakring. Die Empörung richtete sich hauptsächlich gegen das jüdische Bethaus in der

Hubergasse. Vor diesem sammelte sich schon in den frühen Morgenstunden eine Menschenmenge von mehreren tausend Personen, die in erregten Worten ihre Abscheu über den Pariser Mordanschlag zum Ausdruck brachte. Polizei und Abteilungen der Parteiinformationen beruhigte die Menschenmasse und veranlaßte sie zum Weitergehen. ... Gegen neun Uhr vormittags gewährte man aus dem Inneren des Bethauses dicke Rauchschwaden aufsteigen. Ein Teil der Inneneinrichtung wurde von den Flammen zerstört, mehrere Luster zerschellten auf dem Boden, die Vorhänge verbrannten. Man mußte sich darauf beschränken, die umliegenden Häuser vor dem Übergreifen der Flammen zu bewahren.

Die Menge zerstreute sich dann in die Gassen und zog zu verschiedenen jüdischen Geschäftsläden in der Neulerchenfelderstraße und deren Seitengassen.“

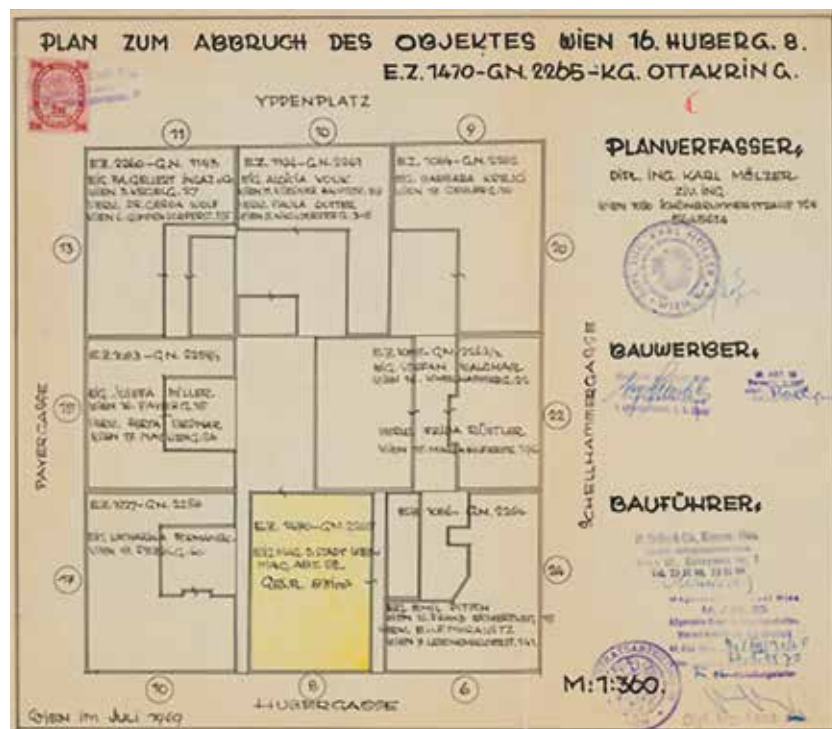
Max und Adele Bach überlebten das Novemberpogrom 1938 und flohen Ende März 1939 zunächst nach Großbritannien und ließen sich schließlich im Juni 1939 in den USA (New York) nieder. Auch ihre Kinder Margarete und Leo konnten mit ihren Familien in die USA fliehen. Max und Adele Bach starben beide im Jahr 1946 in New York.

Im Dezember 1939 meldete das Baupolizeireferat der Verwaltung des Reichsgaues Wien an das Ministerium für innere und kulturelle Angelegenheiten, dass die Synagoge in der Hubergasse „in gutem Bauzustand“ und eine „Erwerbung durch die Stadt Wien in die Wege geleitet“ sei.

Arisierung und Restitution der Synagoge

Im Februar 1939 wurde die Israelitische Kultusgemeinde von der Stadt Wien zu einer Besprechung bezüglich eines Verkaufs des Hubertempels geladen. Dabei gab der Vertreter der Israelitischen Kultusgemeinde an, dass der „Schätzwert des Tempels mit 80.000 Reichsmark festgesetzt“ wurde. Dieser Betrag sollte für mittellos gewordene alte jüdische Personen verwendet werden. Im August 1939 wurde mit Vertretern der Israelitischen Kultusgemeinde über eine allfällige Nutzung „für sportliche Zwecke“ wie etwa eine „Turnhalle“ gesprochen, da man bei dem Gebäude mit „relativ geringen Adaptierungskosten“ rechnete. Am 19. April 1940 erteilte die Gemeindeverwaltung des Reichsgaues Wien, Hauptabteilung Jugendpflege und Sport, Amt für Leibesübungen der Magistratsabteilung 40 eine Absage. Das Gebäude Hubergasse eigne sich „nicht für sportliche Zwecke“, es käme daher „für einen Ankauf für Leibesübungen der Stadt Wien nicht in Betracht“.

1942 kam ein Kaufangebot der Altkatholischen Kirche, das mit 15. Mai 1942 an die Stadtverwaltung des Gaues Wien, Abteilung Preisbildung für jüdische Liegenschaften gerichtet wurde. Diese Religionsgemeinschaft bezeichnete sich als „arm“ und in Ermangelung eines eigenen Gotteshauses würde die ehemalige Synagoge Hubergasse „als einfacher aus 4 Wänden mit einem Dach bestehender Ziegelbau“ diesem Zweck entsprechen. Es folgte der Zusatz, dass die Synagoge „bei der letzten berechtigten Empörung ein Raub der Flammen“ wurde und die Mitglieder der Altkatholischen Kirche Ottakring und Hernals fast alle „alte, illegale Parteigenossen“ seien. Da die Liegenschaft aber bereits als verkauft galt, wurde aus diesen Plänen nichts.



Die Synagoge wurde erst 1970 von der Stadt Wien abgerissen.

Am 4. August 1942 kam es zum Kaufvertrag zwischen der Israelitischen Kultusgemeinde und Josef Kaufmann. Der Kaufpreis betrug 31.200 Reichsmark. Die Liegenschaft wurde Josef Kaufmann als „Ersatzobjekt“ für seine vom Deutschen Luftwaffenkommando beschlagnahmten Betriebsräumlichkeiten angeboten. Josef Kaufmann gab im Zuge der Anmeldung entzogenen Vermögens 1946 Folgendes an: „Bei Übernahme war es ein ausgebranntes Objekt und wurde von mir für Einlagerungszwecke in Stand gesetzt. Es erfolgte eine neuerliche Beschlagnahme durch die Luftwaffe. Den dort befindlichen Mietern musste ich eine Abfindungssumme von RM 600 zahlen – am 22.11.44 wurde das Objekt durch Bombeneinwirkung total zerstört. (...) Im August 45 teilte ich der Kultusgemeinde schriftlich mit, dass ich ihnen, wenn sie darauf Wert legen würde, das Objekt wieder zurückstelle „gegen entsprechenden Gegenwert“. Die Liegenschaft wurde der Israelitischen Kultusgemeinde im Jahr 1948 restituiert.

Im Jahr 1952 war die Israelitische Kultusgemeinde bereit, das baufällige Gebäude der ehemaligen Synagoge Hubergasse 8 zu verkaufen. Das „Realitätenbüro und Hausverwaltung“ Maria Ponzer bot diese Liegenschaft am 19. Februar 1952 folgendermaßen an: „Gestatte mir eine Baustelle zu offerieren. Verkauft wird der ehemalige Israelitische Tempel in Wien XVI, Hubergasse 8 besteht aus 831 m² Gesamtfläche, Gebäude beschädigt, vollkommen leer (Schätzwert S. 100.000)“. Die Stadt Wien hatte „nur dann Interesse“ an dem Erwerb, „wenn sie der Stadt Wien völlig geräumt übergeben wird, da für das Tempelgebäude selbst die Stadt Wien keine Verwendung hat“ (Magistrat Wien Stadt-

bauamtsdirektion an die Magistratsabteilung 40 am 24. März 1952). Die Überlegung der Magistratsabteilung 40 ging dahingehend, ob beim Abbruch der Synagoge „die Abbruchkosten durch Gewinn von Altmaterial gedeckt“ seien.

Erst im Jahr 1969 verkaufte die Israelitische Kultusgemeinde die Liegenschaft an die Stadt Wien. Der Ankauf sollte dem Zweck der Errichtung von Arbeiter*innenwohnungen dienen. Anfang 1970 wurde die ehemalige Synagoge, die bis dahin noch als beschädigtes Gebäude bestand, von der Stadt Wien „gemäß Paragraph 70 der Bauordnung für Wien aufgrund des Beschlusses des Gemeinderatsausschusses IX vom 15.1.1970“ abgetragen. Im April 1971 erhielt die GESIBA, gemeinnützige Siedlungs- und Bauaktiengesellschaft das Baurecht, gültig bis zum 31. Dezember 2049. An dem Ort steht jetzt ein Wohnhaus der Jungen Generation (JG).

Im November 2003 wurde ein Antrag der Tochter von Josef Kaufmann auf Rückgabe der Liegenschaft von der Schiedsinstanz für Naturalrestitution abgelehnt. Die Antragstellerin hatte argumentiert, ihr Vater habe das Gebäude 1942 ordnungsgemäß gekauft. Die Schiedsinstanz weist in ihrer Darstellung darauf hin, dass Herr Kaufmann in dem Kaufvertrag des Objekts in Ottakring eidesstattlich erklärt hatte, dass er „arischer“ Herkunft sei und der Kauf der Liegenschaft von der Gemeindeverwaltung des „Reichsgaues Wien, Preisbehörde, Gruppe Entjudung von Liegenschaften“ genehmigt worden sei. Der Kaufpreis wurde zudem an die „Zentralstelle für jüdische Auswanderung“ abgeführt und sei „somit nicht zum Vorteil der Israelitischen Kultusgemeinde verwendet“ worden. Die Schiedsinstanz stellte fest, dass im vorliegenden Fall „weder ein Verfolgungsgrund noch eine Verfolgungshandlung im Sinn des Entschädigungsfondsgesetzes vorliegt“. Daraus folgt, dass der Antragstellerin die Antragsberechtigung fehlt und der Antrag auf Naturalrestitution zurückgewiesen werden muss.

Quellen:

- Synagoge der Israelitischen Kultusgemeinde 16, Hubergasse 8 www.geschichtewiki.wien.gv.at/Synagoge_der_Israelitischen_Kultusgemeinde_16,_Hubergasse_8
- Evelyn Adunka, Gabriele Anderl: Jüdisches Ottakring und Hernals. Mandelbaum Verlag, Wien, 2020.
- Bob Martens / Herbert Peter: Die zerstörten Synagogen Wiens. Virtuelle Spaziergänge. Budapest: Mandelbaum Verlag 2009
- Pierre Genée: Wiener Synagogen. Wien: Löcker 2014
- Gerlinde Grötzmeier: Virtuelle Rekonstruktion der Ottakringer Synagoge, Hubergasse 8. Dipl.-Arb., TU Wien. Wien 2008
- Antrag auf Rückgabe einer ehemaligen Synagoge abgelehnt, <https://www.derstandard.at/1492728/antrag-auf-rueckgabe-einer-ehemaligen-synagoge-abgelehnt>
- Donat Zifferer, <https://www.architektenlexikon.at/de/1339.htm>
- Ignaz Reiser und die Moderne im jüdischen Kultbau, <https://davidkultur.at/artikel/ignaz-reiser-und-die-moderne-im-judischen-kultbau>
- Rosa Zifferer: Philanthropin auf dem Weg zur Emanzipation, <https://www.derstandard.at/story/2000130410103/rosa-zifferer-philanthropin-auf-dem-weg-zur-emanzipation>
- Geplündert, demoliert, dann ignoriert, <https://science.orf.at/v2/stories/2946397>
- Zur Geschichte der Persönlichkeiten, die sich um den Bau des Ottakringer Tempels verdient gemacht haben - <https://davidkultur.at/artikel/zur-geschichte-der-personlichkeiten-die-sich-um-den-bau-des-ottakringer-tempels-verdient-gemacht-haben>
- <https://anno.onb.ac.at/>
- www.geschichtewiki.wien.gv.at
- <https://steinedererinnerung.net/projekte-2/16-bezirk>

Vergessene Bethäuser

Bis zum November 1938 gab es in Ottakring zwei Bethäuser, doch heute erinnert nichts mehr an sie, außer ein paar Zeilen in dem einen oder anderen Buch. Durch Recherche in Online-Archiven konnten wir aber dennoch einige wenige Informationen zu den Bethäusern, aber vor allem zu den Lebensgeschichten der Menschen, die mit diesen eng verbunden waren, zusammentragen.

Scheweth Achim – Neulerchenfelder Straße 64

Das Bethaus des 1925 gegründeten Wohltätigkeits-, Unterstützungs- und Geselligkeitsvereins *Scheweth Achim (Gemeinschaftliche Brüderlichkeit)*, dem auch eine Bibelschule angeschlossen war, befand sich in der Neulerchenfelder Straße 64.

Der Obmann des Vereinsvorstandes, David Weisshaar (geb. am 5. Dezember 1873 in Brody, Ukraine), wohnte mit seinem Sohn Jakob (geb. am 31. Dezember 1907) und vermutlich auch mit seiner Tochter Ottilie (geb. am 7. November 1908) nur wenige Häuser weiter, in der Neulerchenfelder Straße 82. Seine Frau Theresie war schon 1930 im Alter von 49 Jahren verstorben.

Bereits am 14. Mai 1938 stellte Jakob bei der Auswanderungsabteilung der Fürsorge-Zentrale der Israelitischen Kultusgemeinde (IKG) Wien für sich, seinen Vater und seine Schwester einen Antrag auf Auswanderung in die USA, nach Südamerika, Palästina, Australien oder England.

Doch laut KZ-Akten aus dem Arolson Archive ordnete die Gestapo am 27. Mai 1938 an, Jakob Weisshaar in „Schutzhaft“ zu nehmen. Am 31. Mai 1938 wurde er in Dachau eingeliefert und am 24. September in das KZ Buchenwald überstellt. Sein Vater bemühte sich, seine Freilassung zu erwirken und ihm die Ausreise aus dem Deutschen Reich zu ermöglichen. Am 20. Februar 1939 schrieb er an die Lagerkommandatur des KZ Buchenwald:

„An die löbl[iche] Lagerkommandatur des Konzentrations-Lagers in WEIMAR – BUCHENWALD.

Ich richte höflichst an die löbliche Lager-Leitung die Bitte, zu veranlassen, dass mein im Lager befindlicher Sohn Weisshaar Jakob, Schutzhäftling Nr. 9972 Block 14 das in seinem Besitz befindliche Permit zur Einreise nach England an mich sendet.

Für die verursachte Mühe bestens dankend, zeichnet mit vorzüglicher Hochachtung.“

Auf dem Brief ist von Seiten des KZ Buchenwald handschriftlich vermerkt:

„Ist bereits [Anm. das Permit] am 20.2.1939 von Weisshaar an obige Anschrift (Anm. Hollandstraße 7/23, Wien II.) gesendet worden.“

Am 5. Mai 1939 wurde Jakob Weisshaar – unter der Auflage, bis zum 15. Juli auszureisen – aus dem KZ Buchenwald entlassen, woraufhin er nach Wien zurückkehrte. Kurz vor Ablauf der Frist gelang es ihm, nach England zu flüchten.

Seine Schwester Ottilie hatte bereits am 13. September 1938 Dover erreicht. Nach dem Kriegseintritt Englands im Jahr 1939 wurde sie jedoch zur „feindlichen Ausländerin“ erklärt und war vom 30. Mai 1940 bis zum 18. März 1941 im Rushen-Internierungslager auf der Isle of Man interniert – einem Lager, in dem ausschließlich Frauen und Kinder untergebracht wurden.

Über die weiteren Lebenswege von Jakob und Ottilie Weisshaar ist (uns) nichts bekannt, aber vermutlich lebten beide bis zu ihrem Tod in England.

David Weisshaar hingegen konnte – aus (uns) unbekannten Gründen – nicht rechtzeitig aus dem Deutschen Reich flüchten. Er wurde am 28. Juni 1942 in das Ghetto Theresienstadt deportiert, am 23. September nach Treblinka überstellt und ermordet – sein genaues Todesdatum ist unbekannt.

Ahawath Scholaum – Lindauergasse 5

Der Wohltätigkeits- und Unterstützungsverein *Ahawath Scholaum (Liebe zum Frieden; Die Friedliebenden)* wurde bereits 1901 gegründet. Das Bethaus, das zuletzt in einer Wohnung in der Lindauergasse 5 eingemietet war und Platz für an die hundert Besucher_innen bot, wurde während des Novemberpogroms 1938 zerstört. Die Reste der Einrichtung wurden von Hausbewohner_innen als Heizmaterial verwendet.

Der Rabbiner des Bethauses, Markus Leib (Mordechai Arie) Habermann (geb. am 14. November 1881 in Rawaruska, im damaligen Polen, heute Ukraine), war auch Vereinsrabbiner im Bethaus *Gemilath Chesed (Man übt Gnade)* in der Thelemanngasse 8, im 17. Wiener Gemeindebezirk, Hernals. Da er aus Polen stammte und als staatenlos galt, war er nach dem „Anschluss“ Österreichs im März 1938 von einer sofortigen Ausweisung mit Frist 18. Juni 1938 betroffen. Gemeinsam mit seiner Frau Rifka Lea gelang ihm die Flucht in die USA, wo er Rabbiner in Brownsville, Brooklyn, New York wurde. Markus Leib Habermann starb bereits am 12. Mai 1945, seine Frau Rifka am 19. August 1983 im Alter von 80 Jahren – beide in New York.

Der letzte Obmann des Bethausvereines, Ephraim (Efraim, Efroim) Jakob Burg (geb. am 13. Juni 1880 in Zalocze wohnte 1938 gemeinsam mit seiner Frau Rosa (geb. Burek, am 14. Februar 1878) und mit ihren sieben Kinder in der Bachgasse 21 bzw. in der Fröbelgasse 32.

Vermutlich gelang allen Familienmitgliedern – bis auf Ephraim Burg – die Flucht, zumindest sind sie nicht in der Opferdatenbank des Dokumentationsarchivs des österreichischen Widerstandes verzeichnet. Ephraim wurde am 2. Oktober 1939 in das KZ Buchenwald deportiert und erhielt die Häftlingsnummer 6846. Von dort wurde er am 24. Oktober 1940 nach Dachau überstellt und am 12. Juli 1941 erneut nach Buchenwald gebracht, wo er am 17. März 1942 starb.

Nachdem seiner Tochter Fannie die Flucht in die USA gelungen war, bemühte sie sich, den Kontakt mit ihrem Vater aufrechtzuerhalten. Die einzige Möglichkeit dazu bot das Internationale Rote Kreuz, das aus den USA auf 25 Wörter begrenzte Nachrichten, die ausschließlich persönliche Inhalte haben durften, übermitteln konnte – was

allerdings oft Monate dauerte. Fannie schrieb am 28. Februar 1942 eine Nachricht an ihren Vater, deren Eingang beim Roten Kreuz am 13. März bestätigt wurde:

„1. Lived here since December 1939

2. Last heard from few months ago.

Dear Father: We are all well. Hope you are well. We think of you always.

Much love and kisses from all. Answer by Red Cross.“

Der Brief trägt einen Eingangsstempel des KZ Dachau mit dem Datum 27. Juli 1942 – zu diesem Zeitpunkt war ihr Vater bereits tot.

Quellen:

- Evelyn Adunka, Gabriele Anderl. Jüdisches Ottakring und Hernals. Mandelbaum Verlag, 2020.
- DAVID – Jüdische Kulturzeitschrift <http://david.juden.at/kulturzeitschrift/57-60/59-Andacht.htm>
- Wikipedia Suche: Scheweth Achim und Ahawath Scholaum
- MyHeritage – Jüdische Auswanderungsanträge aus Wien, 1938-1939: www.myheritage.at/research/collection-11000/osterreich-wien-judische-auswanderungsantrage-1938-1939?
- Arolsen Archives: collections.arolsen-archives.org
- Imuseum, Isle of Man Rushen Camp internees: imuseum.im/search/

3

Die Familie Kuffner in Ottakring

Lundenburg/Breclav

Die jüdische Familie Koppl war seit dem frühen 18. Jahrhundert in Lundenburg/ Österreich-Ungarn, heute Breclav/ Tschechien ansässig. Der spätere Familienname Kuffner beruht auf einem Patent Josephs II von 1787, welches Juden und Jüdinnen untersagte, jüdische Vornamen und die bis dato im Wohnort üblichen Benennungen von Familien weiterhin zu tragen. So kam es, dass die Familie den Namen Kuffner annehmen musste und aus Wolf Koppl, Wolf Kuffner wurde.

Wolf Koppl/Kuffner betrieb ab 1805 ein kleines Brauhaus in Lundenburg, 1832 pachtete die Familie Kuffner einen größeren Betrieb und weitete die Produktion um Branntwein aus. Die Lundenburger Familie gelangte zu großem Einfluss in der Gemeinde und war für ihre Wohltätigkeit bekannt. Der Betrieb in Lundenburg wurde jedoch aufgegeben, als die Cousins Ignaz und Jacob Kuffner und weitere Familienmitglieder sich 1848/49 in Wien niederließen. Schon 1850 kauften Ignaz und Jacob die hoch verschuldete Ottakringer Brauerei von Heinrich Plank. Der Erwerb der Brauerei war für die Familie Kuffner durch die Pillersdorfsche Verfassung von 1848 möglich geworden, die es Jüdinnen und Juden erlaubte, Eigentum zu erwerben.

Ignaz Kuffner

Ignaz Kuffner (1822-1882) leitete die Ottakringer Brauerei. Mit dem Einbau einer Dampfmaschine um 1856 und der Erweiterung des Brauereibetriebes um eine Spiritusproduktion und einer Presshefefabrik gelang es ihm, die Produktion zu vervielfachen und den Betrieb zur fünftgrößten Brauerei der Habsburger Monarchie auszubauen. Sein Cousin Jacob übernahm 1856 die Oberdöblinger Brauerei und ab 1876 gehörte auch das Hernalser Brauhaus zum Familienbesitz.

Ignaz sorgte für bessere Arbeits- und Lebensbedingungen der Arbeiter_innen durch die Einrichtung einer günstigen Werksküche und eines Arbeiterbildungsvereins mit Bibliothek. Er engagierte sich auch in dem von Wien damals noch unabhängigen Vorort Ottakring im Gemeinderat und wurde 1869 zum Bürgermeister gewählt. Auch auf Gemeindeebene sorgte er mit fortschrittlichen Einrichtungen wie einer konfessionsübergreifenden Kinderbewahranstalt und der Kuffner'schen Schulstiftung für die Verbesserung der Lebensumstände der großteils proletarischen Ottakringer Bevölkerung.

Für den von der jüdischen Gemeinde Ottakring geplanten Bau der Synagoge in der Hubergasse 8 stiftete er den Baugrund und gemeinsam mit seinem Sohn Moriz einige tausend Kronen. (Siehe Artikel zur Ottakringer Synagoge in dieser Broschüre)

Die Kuffnergasse, die sich bei der Brauerei befindet, wird 1864 nach ihm benannt und 1878 erfolgt die Erhebung in den Adelsstand.

Ignaz Kuffner und seine Frau Rosalie Spitzer hatten zwei Kinder, Moriz und Katharina.

Ignaz starb 1882 und wurde in Lundenburg begraben. In den Nachrufen wurden seine Verdienste um die Ottakringer Bürger_innen und seine Wohltätigkeit oftmals erwähnt. In der „Neuen Freien Presse“ wurde betont, dass er sich besonders um das friedliche Zusammenleben aller Konfessionen bemühte und seine Wohltätigkeit nicht vom Glaubensbekenntnis der Begünstigten abhängig machte.

Moriz Kuffner

Moriz von Kuffner (1854 Ottakring – 1939 Zürich) studierte Chemie und übernahm 1882 die Ottakringer Brauerei. Er baute diese weiter aus, indem er 1891 ein neues Maschinenhaus errichten ließ und das Areal mit Stallungen und Lagerplätzen in den angrenzenden Straßen auf 40.000m² erweiterte.

Wie sein Vater Ignaz, verbesserte er die Lebensbedingungen der Arbeiter_innen, indem er um die Jahrhundertwende Wohnungen für Beschäftigte zur Verfügung stellte. Ab 1905 wurde mit dem ersten Kollektivvertrag der Monarchie auch die Entlohnung der Brauereiarbeiter_innen geregelt. Im selben Jahr erfolgte die Umwandlung sämtlicher im Familienbesitz befindlicher Betriebe in die „Ign. & Jac. Kuffner Aktiengesellschaft Ottakring-Döbling“, zu der die drei Brauereien in Wien und die Zucker- und Presshefefabrik in Dioszeg (heute Slowakei) gehörten. Das Gesamtkapital der AG be-



Ignaz Kuffner (undatiert)



Kuffner Sternwarte 1891

lief sich auf ca. 10 Mio. Kronen, die Aktionär_innen waren ausschließlich Familienmitglieder, geleitet wurde das Unternehmen von Moriz. Aufgrund des großen Vermögens konnte er es sich leisten, seinen Interessen nachzugehen – er war begeisterter Alpinist, Kunstsammler und beschäftigte sich wissenschaftlich mit Astronomie. 1884-1886 ließ er die Kuffner'sche Sternwarte in der Johann Staud Straße 10 in Ottakring als privates Forschungsinstitut bauen. Aufgrund ihrer Ausstattung mit ausgezeichneten Instrumenten und der Berufung namhafter Wissenschaftler an das Institut, wurde die Sternwarte zum bedeutendsten Observatorium der österreichisch-ungarischen Monarchie.

Moriz von Kuffner war verheiratet mit Elsa Holitscher (1867-1938), das Ehepaar hatte drei Söhne Ignaz (1892-1938) und die Zwillinge Johann (1894-1973) und Stephan (1894-1976).

Das Palais der Familie in der Ottakringer Straße 118-120 war ein Treffpunkt für einflussreiche Personen aus Politik und Religion aller Konfessionen.

Die Familie von Kuffner war keine praktizierende jüdische Familie, sie förderte, wie schon Ignaz von Kuffner, das friedliche Zusammenleben von Menschen aller Konfessionen.

Marie Lang, Funktionärin des „Österreichischen Frauenvereins“, war ebenfalls mit der Familie bekannt. Gemeinsam mit Else Federn gründete sie 1901 den „Verein Settlement“ in Ottakring. Das einstöckige Haus mit Garten in der Friedrich Kaiser Gasse 51 wurde von Moriz zur Verfügung gestellt. Marianne, eine seiner Nichten, arbeitete bis zu ihrer Flucht 1938 im „Verein Settlement“. (Siehe Artikel zum Ottakringer Settlement in dieser Broschüre.)

1905 entstand auf Betreiben der Sozialdemokrat_innen ein Arbeiterheim in Ottakring, das als Versammlungs- und Bildungsort dienen sollte. Moriz stellte für den Bau einen Kredit zur Verfügung. Die Unterstützung der Ottakringer Sozialdemokrat_innen

blieb jahrelang Thema in der politischen Berichterstattung. Im antisemitischen „Deutschen Volksblatt“ wurde die sozialdemokratische Partei als Kuffner Partei bezeichnet.

Die Stimmung in der Bevölkerung war bereits seit den 1890er Jahren stark antisemitisch geprägt – angeheizt durch die christlich-soziale Partei, an deren Spitze Karl Lueger, Wiener Bürgermeister von 1897-1913, stand. Auch die Familie Kuffner war von den antisemitischen Anfeindungen nicht ausgenommen, diese immer stärker werdende antijüdische Haltung war für Moriz Kuffner ein Grund sich nicht, wie sein Vater, öffentlich in der Gemeindepolitik zu engagieren.

März 1938

Zu Beginn des Jahres 1938 starben Moriz' Frau Elsa und sein Sohn Ignaz unerwartet. Ignaz Kuffner hinterließ seine Frau Helena und Vera, seine Tochter. Alle drei Söhne arbeiteten im Familienbetrieb der Ottakringer Brauerei.

Sofort nach dem „Anschluss“ Österreichs an das Deutsche Reich am 14. März 1938 wurden Jüdinnen und Juden entrechtet. SA und SS plünderten hunderte jüdische Wohnungen in Wien, darunter auch die Wohnungen der Familie Kuffner. Die Gestapo übte schnell massiven Druck auf die Familie aus und zwang sie, Österreich zu verlassen.

Die Nationalsozialist_innen forcierten zwar die Auswanderung von Jüdinnen und Juden aus dem Deutschen Reich, aber um die Abwanderung jüdischen Kapitals einzudämmen, wurden die Bedingungen verschärft. Ab 1938 war eine Auswanderung

nur nach nahezu vollständiger Übergabe des Eigentums möglich. Für die Familie Kuffner bedeutete dies: Entziehung und Übereignung der Ottakringer Brauerei, der Aktiengesellschaft, sowie des privaten Besitzes.

Am 8.4.1938 wurde die Ottakringer Brauerei an die Brüder Gustav und Robert Harmer für 14 Millionen Schilling verkauft. Das Geld für den Kauf wurde fast zur Gänze aus den liquiden Mitteln der Kuffner'schen Unternehmen entnommen, die Brüder Harmer mussten nur 1 Mio. Schilling selbst aufbringen. Der Verkauf verzögerte sich jedoch, da sich einzelne Familienmitglieder gegen die von der Gestapo geforderte Rückführung von im Ausland befindlichen Aktienpaketen wehrten. Um den Druck auf die gesamte Familie zu erhöhen, verhaftete die Gestapo Moriz und Stephan Kuffner wegen angeblicher staatsfeindlicher Betätigung. Am 10.5.1938 wurde das gesamte Vermögen von der Gestapo beschlagnahmt.



Moriz und Elsa Kuffner (vorne sitzend) mit Bergführern E. 19.Jh. (undatiert)

Moriz und Stephan mussten sich stellvertretend für die Familie bereit erklären, der „Aktion Gildemeester“ beizutreten und damit den Großteil ihres Vermögens dem Deutschen Reich zu überlassen. Da die Barmittel nicht zur Verfügung standen, mussten alle Liegenschaften und Liegenschaftsanteile der Aktiengesellschaft an das Bankhaus Krentschker überschrieben werden, das als treuhänderischer Verwalter für die „Aktion Gildemeester“ eingesetzt war. Der Erlös aus dem Zwangsverkauf der Brauerei wiederum musste auf Sperrkonten hinterlegt werden, auf welche die Familie keinen Zugriff hatte. Zusätzlich musste die Reichsfluchtsteuer in der Höhe von 2,5 Millionen Reichsmark für Moriz Kuffner und seine engsten Familienangehörigen bezahlt werden.

Endlich, am 13. Juli 1938 verließ der schwerkranke Moriz Kuffner mit seinen Kindern und seiner Enkelin Vera Österreich über Bratislava in Richtung Zürich.

Die Kunstsammlung der Kuffners wurde vom Kurator der Albertina gesichtet und mit einer Ausfuhrsperre belegt. Die Albertina beanspruchte einige Werke für die eigene Sammlung, darunter drei Zeichnungen von Rembrandt. Für das geplante „Führermuseum“ in Linz wurden vier Aquarelle von Rudolf von Alt einbehalten. Im Zuge der Verhandlungen über die Kunstsammlung erklärte sich die Albertina bereit, 21 grafische Blätter aus der Kuffner'schen Sammlung gegen 150 Grafikdubletten der Albertina zu tauschen, was dem eigentlichen Wert der Sammlung nicht entsprach. Ein kleiner Teil durfte ausgeführt werden.

Die 49 Kisten umfassende Bibliothek der Familie wurde beschlagnahmt und in die Nationalbibliothek überführt, auch hier konnte nur ein kleiner Anteil mit in die Schweiz genommen werden. Das Palais in der Ottakringer Straße wurde der Ortsgruppe der NSDAP Ottakring zur Verfügung gestellt.

Moriz Kuffner starb 1939 in Zürich, die Söhne Stephan und Johann blieben in der Schweiz.

Viele Familienmitglieder wurden im Zuge der Shoah ermordet. Von den Überlebenden und deren Nachkommen kehrte niemand nach Österreich zurück.

Nach 1945

1950/51 wurde von der Rückstellungskommission Wien ein Vergleich zwischen der Familie Kuffner und der Harmer-Gruppe in Bezug auf die Ottakringer Brauerei geschlossen.

Exkurs Aktion Gildemeeste

Eingerichtet 1938: Zweck war es, die Auswanderung von nicht der Kultusgemeinde angehörenden oder zu einer christlichen Religionsgemeinschaft konvertierten Jüdinnen und Juden zu beschleunigen. Die Aktion Gildemeester war ein Treuhandmodell: Vermögende jüdische Bürger_innen, die in die Aktion aufgenommen wurden, mussten ihr gesamtes Vermögen dem durch den NS Staatskommissar für Privatwirtschaft bestellten treuhänderischen Verwalter (in Wien das Bankhaus Krentschker) zur Verwertung übergeben. Die Treuhand war mit einem Fonds verknüpft, aus dem auch die Auswanderung ärmerer Jüdinnen und Juden finanziert werden sollte. Auch die Familie Kuffner wurde gezwungen, ihr Vermögen in die Aktion Gildemeester einzubringen.

Die Harmer-Gruppe bezahlte 10.987.- Schilling als Restitution, der Verkauf von 1938 wurde damit legalisiert. Der Großteil der ehemaligen Liegenschaften der Kuffners wurde nach 1945 von der Finanzlandesdirektion Wien in Verwaltung genommen, für jede Liegenschaft wurde ein eigenes Rückstellungsverfahren geführt.

2000 wurde ein Teil der Kunstsammlung auf Basis des Kunstrückgabegesetzes restituiert.

Bereits 1948 wurden Teile der Bibliothek zurückgegeben, weitere Bücher folgten in den 2000ern, ein Teil wurde von der Nationalbibliothek gekauft. 2017 wurde vom Verein „Steine der Erinnerung“ eine Gedenktafel für Moriz von Kuffner auf dem Gelände der Sternwarte in der Johann Staud Gasse 2 angebracht. Die Sternwarte besteht heute noch und wird vom „Verein der Freunde der Kuffner Sternwarte“ betrieben. Sie kann an bestimmten Wochentagen besucht werden und wird weiterhin für die Erwachsenenbildung genutzt.

Die 1869 nach Ignaz Kuffner benannte Kuffnergasse wurde zur Zeit des Nationalsozialismus in Plankgasse umbenannt und heißt seit 1946 wieder Kuffnergasse.

Die Brüder Harmer führten die Brauerei weiter. Im gegenüberliegenden Baldiahof in der Ottakringer Straße 102-106 waren während der NS-Zeit die Zwangsarbeiter_innen der Ottakringer Brauerei untergebracht. Am 21.6.1945 wurde der Brauereibetrieb wieder aufgenommen, allerdings stand die Brauerei wegen der nationalsozialistischen Vergangenheit Gustav Harmers unter treuhänderischer Verwaltung, doch schon 1946 übernahmen die Brüder Harmer wieder die Geschäfte. Die Brauerei wurde bis 1995 von der Harmer AG geführt und später an die angeheirateten Familien Wenckheim und Manz verkauft, sie betreiben die Ottakringer Brauerei bis heute.

2018 wurden von der Ottakringer Brau AG zwei Gedenktafeln für die Familie Kuffner und 30 Mitarbeiter_innen der Brauerei, die von den Nationalsozialist_innen vertrieben und/oder ermordet wurden, am Gelände der Brauerei angebracht. Die Gedenktafeln befinden sich jedoch am Betriebsgelände der Brauerei und sind von der Straße nicht zugänglich oder einsehbar.



Die Kuffnergasse 1946

Quellen:

- Richard Weihs, Lebensbezirk Ottakring, Wien, 2011.
- Evelyn Adunka/Gabriele Anderl, Jüdisches Ottakring und Hernals, Wien, 2020.
- www.ottakringerbrauerei.at
- <https://www.kuffner-sternwarte.at/>
- <https://www.kuffner-sternwarte.at/sternwarte/familie-kuffner.php>
- <https://www.geschichtewiki.wien.gv.at/>
- <https://austria-forum.org/>

Das Settlement – Ein internationales Sozialprojekt in Ottakring

Die internationale Settlement Bewegung entstand in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in England. Die erste Niederlassung wurde 1884 im Londoner East End gegründet. Benannt nach dem politischen Ökonomen Arnold Toynbee (1852-1883), sollte in dieser ersten Toynbee-Halle klassenübergreifend persönlicher Kontakt zu den Armen aufgenommen und diesen zugleich Wissen vermittelt werden. Der Klassengegensatz sollte von Seite der Besitzenden auch dadurch überwunden werden, dass sie selbst in den Armenvierteln wohnten. Diese Einrichtungen, die eine enorme Anziehungskraft gerade auch für die

zur Untätigkeit bestimmten bürgerlichen Frauen entwickelten, wurden Settlement genannt, „Niederlassung“ – Niederlassungen auf dem, dem Bürger*innentum fremden Kontinent der Armut. Der in dieser Bezeichnung mitschwingende kolonisierende Anspruch einer bürgerlichen Mittelschicht, die den Armen im Namen der Kultur ihre eigenen Werte vermitteln wollte, wurde bereits damals erkannt und kritisiert. So meinte etwa die Anarchistin Emma Goldman bei ihrem Besuch eines Settlements in New York: „Es ist ja ganz schön, wenn man den Armen beibringt, mit der Gabel zu essen [...] aber was hilft das, wenn sie nichts zu essen haben?“ Während sich die Settlement Bewegung nicht nur als überparteilich, sondern darüber hinaus als grundlegend unpolitisch verstand, stießen ihre Debatten auf lokaler Ebene wiederholt Veränderungen in der Sozialgesetzgebung an. In Wien entstanden 1900 und 1901 beinahe zeitgleich zwei Niederlassungen, in der Brigittenau und in Ottakring. Trotz der zeitlichen Nähe, und obwohl man sich auf dieselben Ursprünge bezog, ignorierte man sich gegenseitig. Die beiden Einrichtungen nahmen in ihren Jahresberichten und Veröffentlichungen



Der erste Sitz des Ottakringer Settlements
Friedrich-Kaiser-Gasse 51 vor dem 1. Weltkrieg

an keiner Stelle aufeinander Bezug. Als eine inhaltliche Kontroverse kann das Verhältnis zur so genannten Frauenfrage und der sich formierenden ersten Frauenbewegung angenommen werden. Die Frauenemanzipation wurde vielfach als „nichtjüdisches Phänomen“ kritisiert, dessen „Auswüchse“ zu bekämpfen seien. Im Ottakringer Settlement organisierten sich hingegen vor allem säkulare jüdische Frauen aus der bürgerlichen Frauenbewegung.

Während sich die Toynbee-Halle in der Brigittenau dezidiert im Kampf gegen den Antisemitismus positionierte, und sie sich überwiegend zionistisch ausrichtete, kamen die im Ottakringer Settlement aktiven Jüdinnen bzw. ihre wenigen männlichen Mitstreiter aus dem assimilierten Bürger*innentum und agierten gemeinsam mit christlichen Klassenangehörigen.

Von den Anfängen in der Friedrich-Kaiser-Gasse bis zur Zwangsauflösung 1938

In Ottakring, wo der Betrieb am 15. Oktober 1901 aufgenommen wurde, begann die Settlementarbeit mit der Gründung von Kindergruppen. Das Haus in der Kaiser-Friedrich-Gasse 51 befand sich auf dem Gelände der Ottakringer Brauerei und war von Moriz von Kuffner gestiftet worden. Über die Spielstunden für Kinder, die für verschiedene Altersgruppen von drei bis vierzehn Jahren organisiert wurden, und die Ausspeisungen für die Kinder entstand der Kontakt zu den Eltern. Neben den wöchentlich stattfindenden geselligen Abenden entwickelte sich als erstes der Mütter- und Mädchenabend, später Burschen- und Männerabende. Elf Monate im Jahr bestanden ein Kindergarten und ein Kinderhort für 200 Schulkinder. Das Settlement war eine der ersten Einrichtungen, die Kinder koedukativ, in gemischtgeschlechtlichen Gruppen, unterrichtete. Die Settlementmitarbeiterinnen waren Pionierinnen in der Arbeit mit Jugendlichen, insbesondere in der Mädchenarbeit und ebneten einem Berufsfeld der Sozialen Arbeit den Weg. Besonders wichtig war die Mitarbeit des Settlements bei der Einführung der Jugendgerichtshilfe im Jahr 1916. Eine zentrale Schlüsselfigur, bis zur zwangsweisen Auflösung des Settlements 1938, war hierbei Irene Seyß-Inquart, die seit ihrer Jugend deutschnational gesonnene Schwester des späteren „Reichsstatthalters der Ostmark“ und 1946 hingerichteten Hauptkriegsverbrechers Arthur Seyß-Inquart. Irene Seyß-Inquart war in den Dreißigerjahren illegales Mitglied der NSDAP.

Das 1918 in drei größere Gebäude in der Lienfeldergasse 60c-d übersiedelte Settlement hatte von Anfang an mit finanziellen Schwierigkeiten zu kämpfen, die sich in den 1930er Jahren dramatisch zuspitzten. Das Finanzierungskonzept sah eine Dreiteilung vor: Ein Drittel der Gelder sollte aus Mitteln der öffentlichen Hand kommen, die zwei weiteren Drittel durch Mitglieds- und Besucher*innenbeiträge erbracht werden. Im Jahresbericht 1934/35 wird erwähnt, dass in einigen Räumen des Settlements ein Mädchenlager des austrofaschistischen „Freiwilligen Arbeitsdienstes“ eingerichtet wurde.

Nach dem „Anschluss“ im März 1938 wurde das Settlement bereits am 17. März dem kommissarischen Leiter Seky (Vorname unbekannt), dem Direktor eines Kinderheims im 16. Bezirk, unterstellt. Dieser hielt unmittelbar fest, dass jüdische Mitarbeiter*innen „ruhig verbleiben können, soweit sie nicht auf Kinder Einfluss nehmen“ (!).

Noch im März kam es zu massiven Bedrohungen durch die Hitlerjugend und die SA, die Räumlichkeiten im Settlement einforderten und teilweise besetzten. Zum 1.

Juli 1938 wurden alle Mitarbeiter*innen gekündigt und der Verein mit 31. Juli zwangsweise aufgelöst. Die ehrenamtliche Arbeitsleiterin Else Federn, seit Gründung des Ottakringer Settlements tragende und treibende Kraft, musste als Jüdin bereits im März von ihrem Amt zurücktreten.

Die jüdischen Mitarbeiter*innen und ihr Fortleben

Die Mitbegründerin des Ottakringer Settlements, Else Federn, wurde 1874 als Kind von Ernestine Federn (geborene Spitzer) und Josef Salomon Federn in Wien geboren. Anders als ihre fünf Geschwister verließ Else das Judentum nicht. Ihre vier Brüder überlebten die Shoa im Exil in England und den USA. Ihre jüngere Schwester Etta, flüchtete mit den beiden Söhnen nach Paris. Als Anarchosyndikalistin wurde ihr die Einreise in die USA verwehrt, sie überlebte in einem Versteck in Frankreich. Einer ihrer Söhne starb 1944 im Kampf der Résistance. Else Federn konnte im Oktober 1938 aus Wien nach England fliehen. Sie starb am 28. Januar 1946 in Bristol. In einem ihrer letzten Briefe schrieb sie im Sommer 1945: „Ich war auch in der Fremde warm gebettet und angesichts all des bitteren Wehes, das die große Zahl der Menschen erlitten, weiß ich nur in großer Dankbarkeit zu schweigen von meinem eigenen Erleben.“

Gertrud Goldschmid, geborene Ornstein, geboren 1883, Todesdatum unbekannt, gelang Ende Oktober 1938 die Flucht nach England.

Marie Kornfeld, geboren 1899 in Eisenstadt, konnte ebenfalls nach England fliehen. Hedwig Quaster, geborene Baderle, geboren 1902 und Beschäftigte der Bibliothek, gelang die Flucht nach Argentinien.

Maria Lederer, 1895 in Prag geboren, leitete bis 1922 einen Kinderhort in Sandliten. Sie war maßgeblich in der Jugendgerichtshilfe tätig. Ihr gelang 1941 die Flucht über Kuba in die USA, wo sie sich als Social Worker in einem Settlement engagierte. Maria Lederer kehrte 1948 nach Wien zurück und hatte wieder Vorstandsfunktionen im Verein Ottakringer Settlement inne. Sie starb 1979 bei Salzburg, noch in ihrem Todesjahr wurde eine Gedenktafel für sie am Settlementgebäude in der Lienfeldergasse angebracht.

Die Nennung der einzelnen Mitarbeiterinnen hat keinen Anspruch auf Vollständigkeit, es ist aber bekannt, dass sich einige Angehörige dieser Frauen, bis zur endgültigen Schließung im Jahr 2003, im Ottakringer Settlement engagierten.

Im Gegensatz zum Settlement bestand die Toynbee-Halle in der Brigittenau 1938 schon lange nicht mehr in ihrer ursprünglichen Form. Im weiteren Unterschied zum Ottakringer Settlement nahm die jüdische Toynbee-Halle ihre Arbeit nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges nicht wieder auf. Die Menschen, für die sie gedacht gewesen war, waren nicht mehr da.

Quellen:

- Elisabeth Malleier. Das Ottakringer Settlement. Zur Geschichte eines frühen internationalen Sozialprojekts. Wien 2005.
- Evelyn Adunka, Gabriele Anderl. Jüdisches Ottakring und Hernals, Wien 2020.
- Broschüre zum antifaschistischen Gedenkrundgang, Wien, 20. Bezirk, Brigittenau, 2014.

Bildnachweis: Elisabeth Malleier, Das Ottakringer Settlement.

Adolfine Lemberger 20.08.1885, Wien – 04.09.1942, Maly Trostinec

Von Irene Messinger

Adolfine Lemberger wurde als dritte von vier Töchtern von Therese (*1857, geb. Popper) und Carl (*1848) Lemberger in eine jüdische Familie in Wien geboren. Ihre Mutter stammte aus einer Familie in Bratislava, ihr Vater war als Kaufmann tätig. Ihre Schwestern waren Melanie (*1880), Olga (*1882), und Johanna (*1892) Lemberger.

Während des Ersten Weltkriegs arbeitete die Krankenschwester Adolfine Lemberger in der militärischen Krankenpflege. Für diesen Einsatz erhielt sie 1916 die „Bronzene Ehrenmedaille vom Roten Kreuze“. Nach dem Tod ihres Vaters im Jahr 1919 sorgten sie und ihre jüngste Schwester Johanna für die Mutter, die beiden älteren Schwestern waren verheiratet und hatten Kinder.

Viele Jahre war Adolfine ehrenamtlich im Settlement in Wien-Ottakring tätig, bevor sie dort im Juli 1930 eine feste Anstellung erhielt. Zu ihren Aufgaben gehörten Schulnachhilfe, Kanzleidienste und Recherchen für die Jugendgerichtshilfe. Sie war halbtags angestellt und erhielt dafür ein Gehalt von 140 Schilling, dies entspricht etwa 625 Euro.

In einem Arbeitszeugnis aus dem Juni 1938 von Helene Löhr, der Nachfolgerin von Else Federn, wird Adolfine Lemberger als „ganz besonders wertvoller und verlässlicher Mensch“ beschrieben. Hervorgehoben wurden ihre „vielseitigen Kenntnisse in Krankenpflege, Sprachen, Buchhaltung“ sowie „ihre pädagogischen Fähigkeiten“, die sie für viele Tätigkeiten qualifizierten.

Trotz dieser Empfehlung gelang es ihr nicht, Wien zu verlassen. Ob sie konkrete Fluchtpläne hatte, bleibt offen. 1938 war sie 53 Jahre alt – ein Alter, das eine Emigration erheblich erschwerte.

Zuletzt lebte Adolfine in einer Sammelwohnung in der Novaragasse 7 in Wien-Leopoldstadt. Laut Hausliste war sie als Diplomkrankenschwester im jüdischen Altersheim in der Goldschlagstraße 85 tätig. Am 31. August 1942 wurde sie mit dem Transport Nr. 39 nach Minsk deportiert und am 4. September 1942 am Vernichtungsort Maly Trostinec ermordet.

Auch ihre beiden älteren Schwestern und deren Ehemänner wurden Opfer der Shoah. Melanie und ihr Mann Otto Frankl wurden 1941 in Litauen ermordet, Olga Böhm wurde 1942 nach Theresienstadt deportiert und 1944 in Auschwitz ermordet, ihr Mann Adolf Böhm bereits 1941 in Hartheim getötet. Nur die jüngste Schwester Johanna konnte nach England fliehen; und auch die erwachsenen Kinder der älteren Schwestern retteten sich ins Exil.

2014 wurde an ihrer letzten Adresse in der Novaragasse 7 ein Stein der Erinnerung angebracht, in Gedenken an zwölf von dort deportierte Bewohner:innen.

Eine ausführlichere Biographie mit Quellenangaben erscheint in:

Messinger, Irene (2026): Pionierinnen und Grenzgängerinnen. 80 Biografien verfolgter Fürsorgerinnen in Wien 1934-1945. Baden-Baden: nomos.

Literatur:

- Malleier, Elisabeth (2005): Das Ottakringer Settlement. Zur Geschichte eines frühen internationalen Sozialprojekts. Wien: Verband Wiener Volksbildung.
- Korotin, Ilse (2016): Lemberger Adolfine. In: Ilse Korotin (Hg.), BiografiA. Lexikon österreichischer Frauen. Band 2, I-O, Wien: Böhlau.



v.l.n.r.: Ernestine, Alfred, Betti und Moshe Müller, Bildquelle: Ora Dvir

Zwischen Ottakring und Kfar Menachem: Chaim Miller und die Jewish Brigade

Alfred Müller wurde am 29. April 1921 in Wien geboren. Er wuchs in Ottakring als Kind einer Arbeiter:innenfamilie auf und lebte mit seinen Eltern und seiner Schwester in einer kleinen Wohnung in der Thaliastraße 112.¹ Gerufen wurde er Fredl. Die Familie feierte gemeinsam Pessach und Jom Kippur, die Eltern waren jedoch nicht gläubig und erzogen ihre Kinder nicht religiös.²

Fußnoten:

1 Wiener Stadt- und Landesarchiv, Historische Meldedaten der Basie Müller und mitgemeldeter Personen.

2 Kfar Menachem Archive, Ora Dvir, Lebensgeschichten. Haim Miller erzählt aus seinem Leben, 2014, übersetzt aus dem Hebräischen, 6.

Die Berührung mit der Arbeiter:innenkultur des Roten Wiens während seiner Kindheit und Jugend war prägend für ihn: Sein Vater war Anhänger der *Sozialdemokratischen Arbeiterpartei* und Mitglied des *Republikanischen Schutzbands*. Gemeinsam mit ihm nahm Fredl an den jährlichen Mai-Aufmärschen teil³ und wurde Mitglied im *Arbeiter-Turnverein*.⁴ Er besuchte das Gymnasium in der Maroltingergasse⁵ und wurde Mitglied des *Verbands sozialistischer Mittelschüler*. Wie schon in der Volksschule, war er der einzige Jude in der Klasse. Im jüdischen Religionsunterricht wurden jedoch alle jüdischen Kinder der Schule zusammen unterrichtet. Fredl nahm regelmäßig an Sommerfreizeitlagern teil und kam dort mehr mit anderen jüdischen Kindern und Jugendlichen in Kontakt.⁶ Nach der Zerschlagung der Arbeiter:innenbewegung durch den Austrofaschismus und angesichts des stärker werdenden Antisemitismus realisierte er, dass er „als Jude nicht weit kommen kann“.⁷ In den Jahren vor dem „Anschluss“ näherte sich Fredl Müller der zionistischen Bewegung an und wurde Mitglied der *Blau-Weiß/Tchelet-Lavan*, einer zionistischen Jugend- und Wandergruppe. Er nahm an mehreren zionistischen Sommercamps teil und begeisterte sich immer stärker für den Gedanken, nach *Eretz Israel* auszuwandern.⁸ Auch im Hinblick auf eine kommende Emigration nach Palästina brach er seine Schullaufbahn mit 14 Jahren ab und begann eine Schlosserlehre in einer Werkstätte im benachbarten 15. Bezirk, zeitgleich besuchte er die Berufsschule in der Mollardgasse.⁹ In zionistischen Kreisen nutzte er bereits den hebräischen Namen Chaim statt seines Geburtsnamens. Diesen schlug ihm seine Mutter vor, da der Name ihres Vaters ebenfalls Chaim war.¹⁰

Nach dem „Anschluss“ erfuhr er die Gewalt der Nationalsozialist:innen am eigenen Leib, als er gemeinsam mit anderen zionistischen Jugendlichen von Angehörigen der Hitlerjugend in einem Kellerlokal in der Wiener Vorstadt überfallen und verletzt wurde.¹¹ Fredl Müller hatte keine Hoffnung auf eine Zukunft in Österreich. In einem Interview resümiert er seine Perspektive: „Wegzukommen, das war alles!“.¹² Unmittelbar nach der Machtübernahme der Nationalsozialist:innen in Österreich verlor Fredl seine Arbeitsstelle und wurde aus der Berufsschule ausgeschlossen. Auch sein Vater wurde arbeitslos.¹³ Fredl hielt sich mit Gelegenheitsjobs über Wasser und nahm an verschie-

Fußnoten:

3 Andreas Kuba, Dokumentarfilm, *Killing Nazis*, 2013, 6:57 – 7:52.

4 Dvir, Lebensgeschichten. Chaim Miller erzählt aus seinem Leben, 9.

5 Kuba, *Killing Nazis*, 8:48.

6 Dvir, Lebensgeschichten. Chaim Miller erzählt aus seinem Leben, 8-11.

7 Kuba, *Killing Nazis*, 8:55 – 9:20.

8 Dvir, Lebensgeschichten. Chaim Miller erzählt aus seinem Leben, 10f.

9 Profil, Herbert Lackner, Wie junge Juden NS-Verbrecher ermordeten, 23.05.2009, <https://www.profil.at/home/die-nazi-moerder-wie-juden-ns-verbrecher-242688> (abgerufen 23.10.2025).

10 Dvir, Lebensgeschichten. Chaim Miller erzählt aus seinem Leben, 12f.

11 Andreas Kuba, Schweizer Rundfunk, Special Agent Chaim Miller: „Und ich bereue nichts!“, https://www.srf.ch/kultur/gesellschaft-religion/gesellschaft-religion-special-agent-chaim-miller-und-ich-bereue-nichts?utm_source=chatgpt.com (abgerufen 23.10.2025); Kuba, *Killing Nazis*, 10:57-13:12.

12 Kuba, *Killing Nazis*, 13:32.

13 Dvir, Lebensgeschichten. Chaim Miller erzählt aus seinem Leben, 14.



Chaim Miller
(oben) im
Sommerlager
der Tchelet
Lavan, 1936.
Bildquelle:
Ora Dvir

denen Orten an zionistischen Umschulungskursen teil – so zum Beispiel in der Nähe von Graz und ab November 1938 im Umschulungslager Gut Winkel in Spreenhagen bei Berlin. Dort trat er der sozialistisch-zionistischen Organisation *Hashomer Hatzair* bei. Er erinnert sich an die Novemberpogrome:

„Obwohl der Bauernhof außerhalb Berlins lag, hatten wir große Angst. Wir organisierten eine Bewachung am Eingang, aber die Unruhen erreichten uns nicht.“¹⁴

Im Februar 1939 bot sich die Gelegenheit für seine Emigration: Chaim kehrte nach Wien zurück, um sich von seinen Eltern zu verabschieden. Er nahm an der Straßenbahnhaltestelle am Schuhmeierplatz Abschied von seiner Mutter, sein Vater begleitete ihn zum Bahnhof.¹⁵

Die in Österreich verbliebenen Eltern wird er nie wiedersehen. Seine Mutter Betti Müller, geboren am 9. Februar 1879, im ostgalizischen Kuptschynzi im Bezirk Tarnopol, damals Teil Österreich-Ungarns, wurde am 26. Januar 1942 nach Riga deportiert und dort ermordet. Ihre letzte Meldeadresse war eine „Sammelwohnung“ in der Schiffamtsgasse 20 im 2. Wiener Gemeindebezirk.¹⁶ Sein Vater, Moshe Müller, geb. am 9. Oktober 1884 in Brody¹⁷, Ostgalizien, wurde von der Gestapo zur Zwangsarbeit nach Hannover verschleppt, von wo er 1941 schwer krank zurückkehrte und

Fußnoten:

¹⁴ Dvir, Lebensgeschichten. Chaim Miller erzählt aus seinem Leben, 15.

¹⁵ Kuba, Killing Nazis, 13:50-14:15.

¹⁶ DÖW, Datenbank zur Erfassung von Opfern der Shoah; Arolsen Archives, Deportationsliste Transport 15: Deportation von Wien nach Riga am 26.01.1942, 12114015; Laut historischen Meldedaten des WStLA trug Betti Müller den offiziellen Vornamen Basie.

¹⁷ WStLA, Historische Meldedaten der Basie Müller und mitgemeldeten Personen; Moshe/Moses Müller trug laut Meldedaten den offiziellen Nachname Horowitz.

starb.¹⁸ Die Geschichten seiner Eltern erfuhr Chaim erst als er im Herbst 1945 nach Wien kam, um Näheres über ihr Schicksal zu erfahren. Auf Anfrage teilte ihm das Einwohner:innen-Meldeamt mit, seine Mutter sei in Auschwitz ermordet worden – erst 2007 erfuhr er die Wahrheit. Sein Vater, Moshe Müller, wurde ohne Kennzeichnung im Grab seiner Mutter auf dem jüdischen Teil des Wiener Zentralfriedhofs bestattet.¹⁹

Die illegale Einwanderung über Jugoslawien und das Mittelmeer in das Mandatsgebiet Palästina glückte und Chaim kam dort, gemeinsam mit anderen Zionist:innen, am 15. März 1939 in der Nähe der Küstenstadt Herzlia an.²⁰ Die erste Zeit in Palästina verbrachte Chaim Miller im Kibbuz En haShofet im Norden des Landes, wo er in einem Zelt lebte, hebräisch lernte und in der Schmiede der Siedlung arbeitete. Seine Schwester Ernestine, genannt Arna, geboren am 30. März 1914,²¹ flüchtete gemeinsam mit ihrem Mann zur gleichen Zeit wie Chaim nach *Eretz Israel*. Sie lebte in Nes Ziona. Die Geschwister hatten losen aber regelmäßigen Kontakt.²²

1941 meldete sich Chaim freiwillig zur *Palmach*, einer Elitetruppe der *Hagana*. Dort wurde er im Juni 1942 Teil der „Deutschen Abteilung“. Diese bestand aus bis zu 54 jungen deutschsprachigen Juden, die die drohende Invasion der aus Nordafrika kommenden Achsentruppen in Palästina durch gezielte Aktionen hinter den feindlichen Linien sabotieren sollten.²³ Im Ausbildungslager der „Deutschen Abteilung“, im Kibbuz Mischmar ha'Eneq, lernte Chaim den 1923 geborenen, aus einer kleinen burgenländischen Gemeinde stammenden, Ollie Giveon kennen, der ebenfalls im Rahmen der *Jugend-Alijah* von Österreich nach Palästina gekommen war.²⁴ Die Männer der „Deutschen Abteilung“ verfügten über deutsche Uniformen und Waffen, sprachen im Ausbildungslager ausschließlich deutsch und lernten nationalsozialistische Lieder, um sich unter den Soldaten der Wehrmacht tarnen zu können.²⁵

Nach der Niederlage der Achsenmächte in Nordafrika schlossen sich Chaim Miller und Ollie Giveon wie die meisten Angehörigen der „Deutschen Abteilung“ der Jewish Brigade an. Diese aus jüdischen Freiwilligen bestehende Einheit war Teil der British Army und kämpfte in den letzten Kriegswochen gegen die Truppen der Achsenmächte in Italien. Auch Chaim kam, allerdings erst nach Kriegsende, mit einem Truppentransport nach Italien und war dort in Tarvisio, nur wenige Kilometer von der österreichischen

Fußnoten:

¹⁸ Profil, Herbert Lackner, Wie junge Juden NS-Verbrecher ermordeten, 23.05.2009, <https://www.profil.at/home/die-nazi-moerder-wie-juden-ns-verbrecher-242688> (abgerufen 23.10.2025); Dvir, Lebensgeschichten. Chaim Miller erzählt aus seinem Leben, 26.

¹⁹ Dvir, Lebensgeschichten. Chaim Miller erzählt aus seinem Leben, 26, 48f.

²⁰ Kuba, Killing Nazis, 15:59 – 17:08.

²¹ WStLA, Historische Meldedaten der Basie Müller und mitgemeldeten Personen.

²² Dvir, Lebensgeschichten. Chaim Miller erzählt aus seinem Leben, 17.

²³ Jim G. Tobias, Peter Zinker, NAKAM. Jüdische Rache an NS-Tätern, Hamburg, 2000, 67f; Kfar Menachem Archive, Ora Dvir, Lebensgeschichten. Chaim Miller erzählt aus seinem Leben, übersetzt ins Deutsche, 18; Website des Palmach-Museum, <https://www.palmach.org.il/en/history/database/?itemId=5452> (abgerufen 23.10.2025).

²⁴ Tobias, Zinker, NAKAM, 68.

²⁵ Website des Palmach-Museum, <https://www.palmach.org.il/en/history/database/?itemId=5452> (abgerufen 23.10.2025).eten, 23.05.2009,

Grenze, stationiert.²⁶ Der kleine Ort wurde zu einer zentralen Durchgangsstation für tausende jüdische „Displaced Persons“ auf dem Weg nach Palästina. Die Aufgabe der *Jewish Brigade* war vor allem die Versorgung der Geflüchteten vor Ort und ihnen, in Zusammenarbeit mit der Fluchthilfeorganisation *Bricha*, die illegale Einreise nach Palästina zu ermöglichen. Erst durch den Kontakt zu den Shoah-Überlebenden erfuhren die Soldaten der *Jewish Brigade* von den Gräueltaten der Nationalsozialist:innen. Sie befragten die Überlebenden und protokollierten deren Aussagen, legten Listen mit den Namen der verantwortlichen Täter:innen sowie ihrer Adressen an. Weitere Informationsquellen für ihre Ermittlungen waren jugoslawische Partisan:innen, alliierte Geheimdienste, zufällige Dokumentenfunde und kooperationswillige Nazis.²⁷ Innerhalb der *Jewish Brigade* bildete sich ein Zusammenschluss von Soldaten, die beschlossen, Selbstjustiz an NS-Kriegsverbrechern zu üben. So auch Chaim Miller und Ollie Givon: Getarnt als Soldaten der britischen Militärpolizei holten sie Nazis an ihren Wohnorten ab, töteten sie unterwegs oder schafften sie über die Grenze nach Italien, um sie dort in einer Waldhütte zu verhören und mit den gesammelten Informationen zu konfrontieren. Die Sitzungen dauerten oft mehrere Stunden.²⁸ Bestätigte sich der Verdacht, wurden die Nationalsozialisten erschossen und ihre Leichen im Wald vergraben. Auf diese Weise verschwanden in den Monaten nach Kriegsende im Raum Klagenfurt, Lienz, Graz und Südtirol dutzende SS-Offiziere, hochrangige NSDAP-Mitglieder und Gestapo-Beamte. Während die *Hagana* vom Vorgehen der Soldaten wusste und zustimmte, solange die Hinrichtungen ausschließlich Kriegsverbrecher betrafen und ihnen konkrete Taten nachgewiesen werden konnten, wusste die britische Militärführung nichts von den Aktionen, obwohl auch jüdische Angehörige des britischen Militärgeheimdienstes Informationen an die *Jewish Brigade* weitergaben.²⁹ Beteiligte der Aktionen machten über den tatsächlichen Umfang der Selbstjustiz verschiedene Angaben: Die Zahl der getöteten Nazis schwankt in Zeitzeugenberichten zwischen 100 und 300. Chaim Miller gab in verschiedenen Interviews an, bei ca. zehn bis 20 Hinrichtungen beteiligt gewesen zu sein. In einem Fall, so Miller, sei der „Angeklagte“ freigelassen worden, da sich der Verdacht nicht bestätigte.³⁰ Alle Beteiligten, die später über die Aktionen als Zeitzeugen sprachen, haben eines gemeinsam: Sie sind sich sicher, was sie taten, war gerecht. So sieht auch Chaim Miller die Hinrichtungen im Kontext der Shoah:

„Die sechs Millionen wurden ermordet, ohne was gemacht zu haben. Ohne sie zu fragen, wer sie überhaupt sind. Das Einzige, was man von ihnen gewusst hat, war, dass sie Juden sind, und das war genug, um sie zu töten. Also wo ist da die Gerechtigkeit?“³¹

Fußnoten:

²⁶ Tobias, Zinker, NAKAM, 70.

²⁷ Tobias, Zinker, NAKAM, 70-72.

²⁸ Tobias, Zinker, NAKAM, 79.

²⁹ Tobias, Zinker, NAKAM, 74.

³⁰ Tobias, Zinker, NAKAM, 79; Jüdische Allgemeine, Philipp Peyman Engel, „Ich war zu 100 Prozent auf Rache aus“, 2013, <https://www.juedische-allgemeine.de/israel/ich-war-zu-100-prozent-auf-rache-aus/> (abgerufen 23.10.2025).

³¹ Interview mit Chaim Miller, zit. n. Tobias, Zinker, NAKAM, 71.



Hadassah und Chaim Miller, 1946. Bildquelle: Wikimedia

Die Selbstjustiz der Soldaten der *Jewish Brigade* endete auf Druck der britischen Armeeführung sowie aus strategischen Erwägungen der *Hagana*, die sich nunmehr stärker auf die Gründung des jüdischen Staates fokussierte und weitere Aktionen untersagte. Im Sommer 1946 wurde die *Jewish Brigade* aufgelöst. Nach seiner Stationierung in Tarvisio beteiligte sich Chaim Miller weiter an der Fluchthilfeoordination, beispielsweise in Marseille in den Jahren 1945 und 1946.³² Nach seiner Rückkehr nach Palästina ließ sich Chaim gemeinsam mit seiner Geliebten Hadassah, die er während seiner Zeit in Mischmar ha’Emeq kennenlernte und 1947 heiratete, im Kibbuz Kfar Menachem, südlich von Tel Aviv, nieder. Die Siedlung war nicht auf dem im UN-Teilungsplan dem jüdischen Staat zugesprochenen Gebiet, jedoch entschlossen sich die Bewohner:innen zu bleiben. Miller beschreibt das Verhältnis zu den arabischen Nachbardörfern bis zu diesem Zeitpunkt als harmonisch.³³ Nach der Gründung Israels nahm er am ersten arabisch-israelischen Krieg im Süden des Landes teil und kämpfte gegen die ägyptische Armee – Kfar Menachem blieb von den Kämpfen verschont.³⁴ Nach Ende des Krieges lag der Kibbuz auf israelischem Staatsgebiet.

Fußnoten:

³² Dvir, Lebensgeschichten. Chaim Miller erzählt aus seinem Leben, 27f.

³³ Dvir, Lebensgeschichten. Chaim Miller erzählt aus seinem Leben, 31.

³⁴ Dvir, Lebensgeschichten. Chaim Miller erzählt aus seinem Leben, 33, 35.



Chaim Miller in Kfar Menachem. Bildquelle: ORF/Andreas Kuba

Hadassah und Chaim bekamen vier Kinder und verbrachten ihr ganzes Leben mit wenigen Unterbrechungen in Kfar Menachem. Hadassah studierte Sozialarbeit³⁵ in Be'er Sheva und arbeitete als Sozialarbeiterin.³⁶ Chaim war Teil einer überregionalen Sicherheitskoordination und arbeitete bis ins hohe Alter im Metallwerk des Kibbuz als Schlosser und Lagerarbeiter. Er blieb Zeit seines Lebens überzeugter Sozialist und Zionist und organisierte viele Jahre die gemeinsame Feier zum israelischen Unabhängigkeitstag in Kfar Menachem.³⁷ Chaim kehrte mehrmals nach Österreich zurück und sprach als Zeitzeuge an Schulen und Universitäten.

Hadassah Miller starb 2004 nach langer Krankheit. Chaim Miller starb 99-jährig am 27. September 2020 in Kfar Menachem.³⁸

Fußnoten:

³⁵ Dvir, Lebensgeschichten. Chaim Miller erzählt aus seinem Leben, 41.

³⁶ Dvir, Lebensgeschichten. Chaim Miller erzählt aus seinem Leben, 40f.

³⁷ Dvir, Lebensgeschichten. Chaim Miller erzählt aus seinem Leben, 44.

³⁸ Amnon Zelinger, Nachruf auf Chaim Miller, 2025, Website Kfar Menachem, <http://www.kfar-menache.org.il/cgi-webaxy/item?629=> (abgerufen 23.10.2025), übersetzt aus dem Hebräischen.

Dazwischen gefangen. „Jüdische Mischlinge“ in den Fängen der NS-Jugendfürsorge

Kloster der „Kongregation der Barmherzigen Schwestern vom hl. Vinzenz von Paul“, Rückertgasse 5, 16. Bezirk; ab 1939 Heim bzw. Durchgangs- und Sammel-lager für Kinder, die als „jüdische Mischlinge“ galten. Heute steht das Haus unter kirchlicher Nutzung und beherbergt u.a. das Pfarrheim Neu-Lerchenfeld, einen Kindergarten und Räumlichkeiten der Pfadfinder:innen.

Der nationalsozialistische Wahn von Abstammung und „Rasse“ scherte sich bekanntlich nicht darum, wie Menschen sich selbst definierten und welcher Gruppe oder welchen Gruppen sie sich zugehörig fühlten. Die Welt sollte entlang einer einzigen Linie in gut und böse, schwarz und weiß, in „arisch“ und „jüdisch“ und damit in wert-



Conny Hannes Meyer (Coverbild Autobiographie „Ab heute singst du nicht mehr mit“.
Molden Verlag)

volle Angehörige der „Volksgemeinschaft“ und wertlose „Andere“ geteilt werden. Dass dieses Unterfangen an der Komplexität der Wirklichkeit scheitern musste, hielt die Nationalsozialist:innen nicht davon ab, ihren Wahn mit aller Gewalt durchzusetzen. Michaela Raggam-Blesch hält dazu fest: „Die Begrifflichkeiten und Definitionsversuche des NS-Regimes in Bezug auf Menschen mit teiljüdischer Herkunft sind bis heute verwirrend und verdeutlichen den Konstruktions- und Fiktionscharakter nationalsozialistischer Rassenideologie.“

Letztlich wurde – eigentlich im Widerspruch zum Biologismus der NS-Ideologie – die Zugehörigkeit zur christlichen Religionsgemeinschaft herangezogen, um bei Menschen mit einem jüdischen und einem nicht-jüdischen Elternteil zwischen sogenannten „Mischlingen ersten Grades“ und „Geltungsjuden“ zu unterscheiden. Als Stichtag galt der 15. September 1935 – der Tag der Einführung der Nürnberger Gesetze: Nur wer zuvor getauft worden war, sollte der Einstufung als „Geltungsjude“ entkommen können. In Österreich wurde dieses Datum nach der Machtübernahme 1938 rückwirkend festgesetzt. Diese willkürliche Grenzziehung führte mitunter dazu, dass Geschwister unterschiedlich klassifiziert wurden – jene, die nach dem 15. September 1935 geboren worden waren, als „Geltungsjuden“, selbst wenn die christliche Taufe unmittelbar nach der Geburt stattgefunden hatte, die älteren Geschwister als „Mischlinge“.

So absurd diese Einteilung war, so lebensentscheidend konnte sie sein: Die Einstufung als „Geltungsjude“ bedeutete für die Betroffenen, dass sie von den antisemitischen Verfolgungsmaßnahmen des NS-Regimes in vollem Umfang betroffen waren, während sogenannte „Mischlinge“ – trotz aller behördlichen Schikanen und alltäglichen Übergriffe – in einer etwas besseren Position waren. Raggam-Blesch hält zudem fest: „Die immanenten Widersprüchlichkeiten der Nürnberger Gesetze führten mitunter auch dazu, dass selbst das NS-Regime diese Kategorien gelegentlich unscharf verwendete und die verschiedenen Behörden ‚halbjüdische‘ Menschen manchmal ‚falsch‘ einstufen, um sie zu einem späteren Zeitpunkt – oft zum Nachteil der Betroffenen – wieder umzustufen.“ Wie sehr diese permanente Unsicherheit und die behördliche Willkür Betroffene und ihre Familien belastete, ist kaum vorstellbar.

Die Kinder- und Jugendfürsorge als Teil des Verfolgungsapparats

In einer besonders verletzbaren Position befanden sich Kinder und Jugendliche, die bereits vor der nationalsozialistischen Machtübernahme durch die Kinder- und Jugendwohlfahrt betreut wurden. Dem staatlichen Zugriff auf diese jungen Menschen waren keine Schranken gesetzt, Ausschluss und Absonderung konnten sofort und mit aller Härte durchgeführt werden. Das betraf zunächst jüdische Kinder, die von der öffentlichen Fürsorge ausgeschlossen und in die Verantwortung der Kultusgemeinde übergeben wurden. Doch auch andere Gruppen wurden systematisch aus den – oft rasch von der Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt (NSV) übernommenen – öffentlichen und privaten Kinderheimen hinausgeworfen. Ein Erlass des Leiters des Hauptgesundheitsamtes der Stadt Wien, Dr. Hermann Vellguth, vom 5. Juli 1942 listet die Kriterien systematisch auf: Sogenannte „erbkrankte“ oder „einer Erbkrankheit verdächtige“ Kinder, Kinder aus Familien, „die als asozial bekannt sind“ oder die „größere Erziehungsschwierigkeiten machen“ sollten auf den Spiegelgrund deportiert werden. Herwig Czech zeigt in

diesem Zusammenhang in seinen Recherchen zum Spiegelgrund, wie sehr die Kinder- und Jugendwohlfahrt Teil der NS-Verfolgungs- und Vernichtungspolitik war: Etwa zwei Drittel der Opfer der sogenannten „Kindereuthanasie“ am Spiegelgrund waren bereits zuvor in irgendeiner Form in öffentlicher Pflege. Vellguth nennt weiter die rassistischen Kriterien, nach denen Kinder aus der öffentlichen Fürsorge ausgeschlossen wurden: „Juden und Mischlinge 1. Grades“, Kinder aus Roma und Sinti-Familien, „Mischlinge allen Grades außereuropäischer Herkunft“ und „Kinder aus Familien, die sich nicht zum deutschen Volkstum bekennen“ werden hier aufgezählt.

Die „jüdischen Mischlinge“, deren genauer Status im oben beschriebenen rassistischen Wahnsystem (gerade in Abwesenheit der Eltern) oft nicht restlos geklärt war, stellten für das NS-System eine bürokratische Herausforderung dar. In Wien fungierte ein ehemaliges Kloster in der Rückertgasse 5, im 16. Bezirk („Zum heiligen Josef“) ab 1938 als Heim für Buben, die als „Mischlinge“ oder „Geltungsjuden“ klassifiziert wurden, dann zunehmend als Sammel- und Durchgangsstation vor der Deportation in Konzentrations- und Vernichtungslager. Geführt wurde das Haus von Ordensschwestern der Vinzentinerinnen, die allerdings nicht über die Zuteilungen und die Deportationen der jungen Insassen bestimmten.

Unter vielen anderen waren auch zwei später prominente Künstler in der Rückertgasse untergebracht. Ernst Fuchs, Mitbegründer der „Wiener Schule des Phantastischen Realismus“, und Conny Hannes Meyer, der sich in der Nachkriegszeit als gesellschaftskritischer Theatermacher und Autor im Stil Bertolt Brechts einen Namen machte, lernten sich hier kennen. Ihre – sehr unterschiedlichen – Geschichten zeigen einen kleinen Ausschnitt der Willkür der NS-Politik gegenüber den „Mischlingen“.

Ernst Fuchs

Ernst Fuchs wird am 13.2.1930 in Wien geboren. Seine Mutter – gelernte Näherin – ist „Arierin“, sein Vater, Altwarenhändler, Jude. Entgegen dem Wunsch des frommen Großvaters war Fuchs' Vater nicht Rabbiner geworden, sondern war ganz im Gegenteil, wie Fuchs in seiner Autobiographie schreibt, ein „Lebemann“, dem der Fußballverein Hakoah mehr bedeutete als die Synagoge. Fuchs' Eltern sind beide nicht religiös, mit dem Judentum hat er nur bei Besuchen in der Wohnung des von ihm sehr verehrten Großvaters Kontakt.

Fuchs liebt den Schrottplatz seines Vaters in Liesing, wo er als Kind viel Zeit verbringt. Er gilt aufgrund seines Zeichentalents in der Familie früh als Wunderkind – gerne und in rasender Geschwindigkeit zeichnet er etwa zur Begeisterung des Vaters den monarchistischen Doppeladler. In seiner Autobiographie schreibt Fuchs:

„Meine ersten Lebensjahre waren vom schwelenden Antisemitismus, der Judenfeindlichkeit im allgemeinen, nicht betroffen. War ich doch weder beschnitten noch katholisch getauft; in keiner der beiden noch in anderer Religion erzogen.“

1935/36 muss die Familie aus finanziellen Gründen in die Wohnung der Großmutter mütterlicherseits in „eine große Ottakringer Zinskaserne“ (Kulmgasse 1/Ecke Degen-gasse) übersiedeln. Fuchs ist unglücklich und hat Schwierigkeiten, sich in der neuen Umgebung einzuleben. Er berichtet von Gewalt sowohl durch Lehrer in der Schule als

auch durch die „Gassenbuben“: „Das Leben auf der Gasse war ein Bürgerkrieg en miniature, aber keineswegs bloß ein Spiel.“

Spätestens ab 1938 wird der Antisemitismus unmittelbar bedrohlich, wie Fuchs' Biograph Gerhard Habarta festhält. 1939/1940 flüchtet sein Vater im letzten Moment nach Shanghai, um der Deportation zu entgehen. Bis zum Kriegsausbruch in der Sowjetunion kann er noch gelegentlich seiner Frau und seinem Sohn schreiben, danach gibt es für Jahre keine Nachricht mehr. Erst nach neun Jahren kehrt er nach Wien zurück. Die Trennung trifft den Zehnjährigen schwer. Ernst Fuchs selbst hält in seiner Autobiographie fest:

„Die Suche nach der verlorenen Zeit hat bei mir schon in ganz jungen Jahren begonnen. [...] Es begann mit der Korrespondenz mit meinem Vater – mit seinen Briefen und Postkarten aus Shanghai. Ich besuchte die ausgebrannte Synagoge in der Leopoldstädter Pazmanitengasse, stieg die Treppen hinauf zu Großpapas Wohnungstür – sie stand offen, die Möbel – einige die ich wiedererkannte – standen umher. Neue Mieter – neuer Name an der Tür: schreckliche Orte, wo doch kurz vorher mein heiliger Großvater und die liebe Tante Liesl den Räumen ihr würdevolles Leben gaben. So erging es mir drei Jahre später wieder, als ich Tante Tschannerls Wohnung von der Gestapo versiegelt fand. Ich stand vor der Eingangstür der Ordination ihres Mannes, Onkel Fromowitsch, und sah das weiße Klebeband über dem Schloß angebracht: Eigentum des Deutschen Reiches. Der einköpfige Adler mit den steifen Flügeln, der keine Fähigkeit zu fliegen, sich zu erheben zeigte. Dieser starre Vogel mit dem Hakenkreuz auf der Brust verwehrte mir den Zugang zum Verlorenen.“

In den drei Jahren zwischen diesen beiden Erinnerungen schlägt das NS-Regime seine Klauen allerdings auch in Ernst Fuchs' eigenes Leben. Da seine Mutter die Scheidung von ihrem jüdischen Ehemann zunächst verweigert, entziehen die Behörden ihr die Obsorge über ihren Sohn. Er wird in das Heim in der Rückertgasse eingewiesen, wo er 1941/1942 etwa 18 Monate verbringen muss. Fuchs schreibt über diese Zeit:

„Aus diesem Heim ‚Zum heiligen Joseph‘, das von Vinzenterinnen geführt wurde, verschwanden viele ‚Sternträger‘ für immer in die Konzentrationslager Auschwitz, Mauthausen und Theresienstadt. Im Heim lernte ich den Zögling Conny Hannes Meyer kennen, hörte zum ersten Mal den Namen Erich Brauer und sah seine ersten Aquarelle: auf dem Pferde kämpfende Indianer.

Jede Kindheit bewahrt auch in den schlimmsten Umständen einen Rest des ihr eigenen Paradieses, noch in der Hölle des Krieges.“

Erst nachdem die Mutter in die Scheidung einwilligt, kann Ernst Fuchs um Weihnachten 1942 das Heim in der Rückertgasse verlassen. Während Ernst Fuchs und Erich (Arik) Brauer (siehe Kasten) zu dieser Zeit nur durch den Austausch der Bilder in Kontakt kommen, sollte sich das nach dem Krieg ändern. Zwischen den beiden Malern entsteht nach ihrer Begegnung im ersten Semester an der Akademie der bildenden Künste 1945 eine langjährige Freundschaft.

Conny Hannes Meyer

Im Unterschied zu Ernst Fuchs wächst der am 23.6.1931 geborene Conny Hannes Meyer bereits vor 1938 die meiste Zeit bei Pflegefamilien auf. Seine („arische“) Mutter

ist als Tänzerin viel unterwegs, der jüdische Vater als Geschäftsreisender – beide können sich nicht um das Kind kümmern. Mit Beginn der Schulzeit wird er in einem evangelischen Kinderheim in Gießhübl bei Mödling untergebracht. In seiner Autobiographie beschreibt er einige Erinnerungen an Besuche des Vaters mit dessen Partnerin, „dem Hädder!“, und an die mitgebrachten Geschenke. Doch mit der nationalsozialistischen Machtübernahme ändert sich das Leben grundlegend. Das Kinderheim wird von der Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt (NSV) übernommen, die „nicht-ari-schen“ Kinder werden ausgegrenzt, schikaniert und Zielscheibe der Gewalt der anderen Kinder, aber auch des Personals und der Lehrer:innen. Bald erfolgt die Überstellung nach Wien, wo die als „jüdische Mischlinge“ geltenden Buben in der Rückertgasse untergebracht werden. Seinen Vater wird Conny Hannes Meyer erst nach dem Krieg wieder treffen – und ihm zu diesem Zeitpunkt wie einem Fremden begegnen.

Zwar wird die historische Korrektheit von Conny Hannes Meyers Autobiographie in einigen Punkten angezweifelt – seine Darstellung der späteren Deportation in das Konzentrationslager Mauthausen und seines Überlebens dort scheint manchen historischen Fakten zu widersprechen – doch ist unstrittig, dass er mehrere Jahre in der Rückertgasse verbrachte (zeitgenössische Diskussionen zum Buch lassen sich u.a. in der „Presse“ vom 31.3.2006 nachlesen; der Autor hält in einem Interview mit der „Wiener Zeitung“ vom 29.4.2006 an der Richtigkeit seiner Aufzeichnungen fest). Seine Erinnerungen geben Einblick in den Alltag im Kinderheim, aber auch in die Entwicklung der Verfolgungs- und schließlich Vernichtungspolitik, mit der sich die Situation in der Rückertgasse immer weiter verschärft.

Von der Außenwelt sind die Buben im Kinderheim beinahe vollkommen abgeschnitten, nur hin und wieder schnappt einer eine Nachricht aus dem „Volksempfänger“ auf, den die Köchin häufig laufen lässt. Ansonsten kommen Informationen nur von den geistlichen Schwestern – so auch die Nachricht vom Kriegsbeginn im Herbst 1939:

„Dann erklärt die Anastasia [Anm.: eine der geistlichen Schwestern], dass jetzt die ‚Deutsche Wehrmacht‘ nach Polen marschieren, die Luftwaffe dort Bomben auf Städte und Menschen abwerfen und es durch diese Kämpfe viele Tote geben wird. Ich kann mir trotzdem nichts darunter vorstellen. Aber zuletzt sagt sie etwas, was mich aufhorchen lässt. ‚Für viele, auch unschuldige Menschen kommt jetzt eine schlechte Zeit. Ihr seid leider Juden. Wäret ihr keine, wär's für euch besser.‘“

Nicht nur die Kinder, auch die Erwachsenen im Haus stehen unter hohem Druck und haben der Willkür der nationalsozialistischen Behörden nichts entgegenzusetzen. Das gilt besonders für den Joschi genannten Lehrer, der als Sozialdemokrat unter strenger Kontrolle der Gestapo und des Rektors der nahegelegenen Schule am Kernstockplatz steht. Ihm ist die dauernde Angst deutlich anzumerken.

„[...] während der Mathematikstunde des konfusen Joschi, wird die Tür aufgestoßen: der Rektor der Kernstockschule, zwei Männer in Ledermänteln und ein Mann in schwarzer Uniform kommen herein. Sie gehen ohne zu grüßen bis zur Tafel vor, und dann schreit der Rektor zu uns Schülern gewandt überlaut: ‚Heil Hitler!‘ Der Joschi bringt eben noch ein heiseres ‚Aufstehn!‘ heraus. Ohne ihm

die Hand zu geben pfaucht ihn der Rektor an: ‚Wie viele Klassen heute?‘ Wie geohrfeigt, schreckerstarrt antwortet der: ‚Vier.‘ Wieder der Rektor: ‚Wie viele Stunden?‘ Joschi: ‚Je zwei, außer Samstag.‘ ‚Schabbes meint er‘, lacht der Rektor. ‚Viel zu viel!‘ Der Schwarzuniformierte trocken: ‚Wozu überhaupt?‘ Er hat den Tagesplan an der Wand gesehen und fragt die devot an der Tür wartende Petrina [Anm.: eine der geistlichen Schwestern]: ‚Was, Friseure werden da auch noch beansprucht? Womöglich noch Manikeure, nicht?‘

Dann gehen sie, grußlos, wie sie gekommen sind. Der Joschi wischt sich den Schweiß von der Stirn, nimmt seinen Unterricht wieder auf. In seiner Konfusion vergisst er diesmal sogar ‚Setzen‘ zu sagen.“

Auch die Schwestern, die gegenüber den Buben absolute Autorität ausüben, haben nur sehr geringen Entscheidungsspielraum:

„Einige Wochen später kommen 30 Neuzugänge, für die weder im schon längst zu eng gewordenen Tagraum noch in den Schlafsälen mehr Platz ist. Wohin mit ihnen? Die Terezia legt zuerst die Kleinen, nach und nach auch die Größeren, zu zweit in die Betten. Die Emanuela schickt nach jeweils zwei Stunden die Tagraumbegleitung in den Hof, danach in den Warteraum, wodurch der zu einem zusätzlichen Tagraum wird. Zeitweise wird auch der Essraum Aufenthaltsbereich.

Bei einem Mittagessen platzt plötzlich die uns schon bekannte Inspektion herein. ‚Bestecke? Was? Die essen da mit Bestecken?‘ fragt ein Ledermantel. ‚Und gar auf Porzellan?‘ der andere. Die Petrina erklärt, dass es alte Bestände aus der Klosterzeit sind. Und da die für den Tischdienst Verantwortlichen eben eine Pfanne mit Fleischlaberln hereinführen, platzt dem Rektor der Kragen: ‚Na Mahlzeit! Schon mal was von Eintopfgerichten gehört? Nein?‘ Dann stürmen sie verärgert hinaus. Die Petrina schließt hinter ihnen die Tür ab. ‚Esst’s ruhig weiter, lasst’s euch schmecken.‘

Ab diesem Tag gibt es nur mehr einmal wöchentlich Essen mit ein wenig Fleisch. Erdäpfelsuppe mit kleinen Wurststücken darin oder Gulaschsuppe, Rindfleischgemüse nur noch selten. Das Haareschneiden ist jetzt wirklich das geworden, was es im eigentlichen Sinn bedeutet: Haare – abschneiden. Es gibt keine Extrafrisuren mehr. Alle werden völlig kahl geschoren.

‚Glatzerte seid’s‘, stellt die Frau in der Bäckerei fest, von der wir die Brotwecken abholen.

‚Na. Jud’n sans‘, berichtet ein älterer Kunde und grinst. ‚Jetzt ko mas wenigst’ns glei kenna.‘“

Es werden mehr und mehr Kinder – oft nur für kurze Zeit bis zu ihrer Deportation – in der Rückertgasse untergebracht. Das Haus ist dauernd überbelegt, die sanitäre Situation katastrophal und auch die soziale Situation zwischen den Buben wird schwieriger.

„Die Anzahl der Hausinsassen ändert sich nun ständig. 20 werden abgeholt, 30 neu eingewiesen. Kaum sind 20 Betten frei, sind sie durch 40 Neuankömmlinge wieder doppelt belegt. Die früher einigermaßen funktionierende Hausordnung gilt schon lange nicht mehr, kann einfach nicht mehr eingehalten werden. Nichts läuft mehr wie einst. Das ewige Kommen und Gehen, der

andauernde Wechsel der Eingewiesenen macht auch die frühere Nummerierung der Betten, Textilien, Ess- und Klassensitzplätze völlig sinnlos. Haben noch vor einem Jahr Zöglinge versucht einander kennenzulernen, sich anzufreunden, kennt jetzt keiner mehr des anderen Namen, orientiert sich nur an äußeren Erkennungsmerkmalen. Größe, Haltung, Gang, Gesicht, Stimme. Abends angekommen, wird mancher Eingewiesene schon am nächsten Vormittag zur Abholung aufgerufen. Aus Miteinander ist Gegeneinander geworden. Immer öfter nehmen die Stärkeren den Schwächeren ihr Brot weg, drängen sie aus den Betten, erzwingen sich den Vortritt am Klosett, benützen ihre Handtücher – die körperlich Stärkeren nützen ihre Chance, haben das Sagen. Sich bei den ‚Holländerinnen‘ [Anm.: Bezeichnung von Conny Hannes Meyer für die geistlichen Schwestern wegen ihrer Flügelhauben] darüber zu beklagen, ändert nichts.“

Trotz aller Wechsel hinterlässt ein anderer Insasse bleibenden Eindruck:

„Freund kann ich zu keinem der vielen Mitgeschorenen sagen, aber einige von ihnen sind mir nicht unsympathisch. Dazu zählt z.B. einer, der bei seiner Ankunft feuerrote Haare hatte, die ihm wie bei einem Mädchen auf die Schultern fielen. Er ist bei jeder sich bietenden Gelegenheit über ein Blatt Papier gebeugt und zeichnet. Mit unfassbarer Genauigkeit und kaum begreiflicher Schnelligkeit zeichnet er alles, was man ihn zu zeichnen bittet, ohne Vorlage oder Vorbild. Er ist der Einzige, den die Manuela [Anm.: eine der Schwestern] immer mit Zeichenpapier, Bleistiften und Radiergummi versorgt. Sein Name ist mir im Gedächtnis geblieben: Ernst Fuchs. Bei unserer überraschenden Wiederbegegnung nach 1945, in Wien, ist er bereits der berühmte Maler und Mitbegründer der Gruppe ‚Phantastische Realisten‘.“

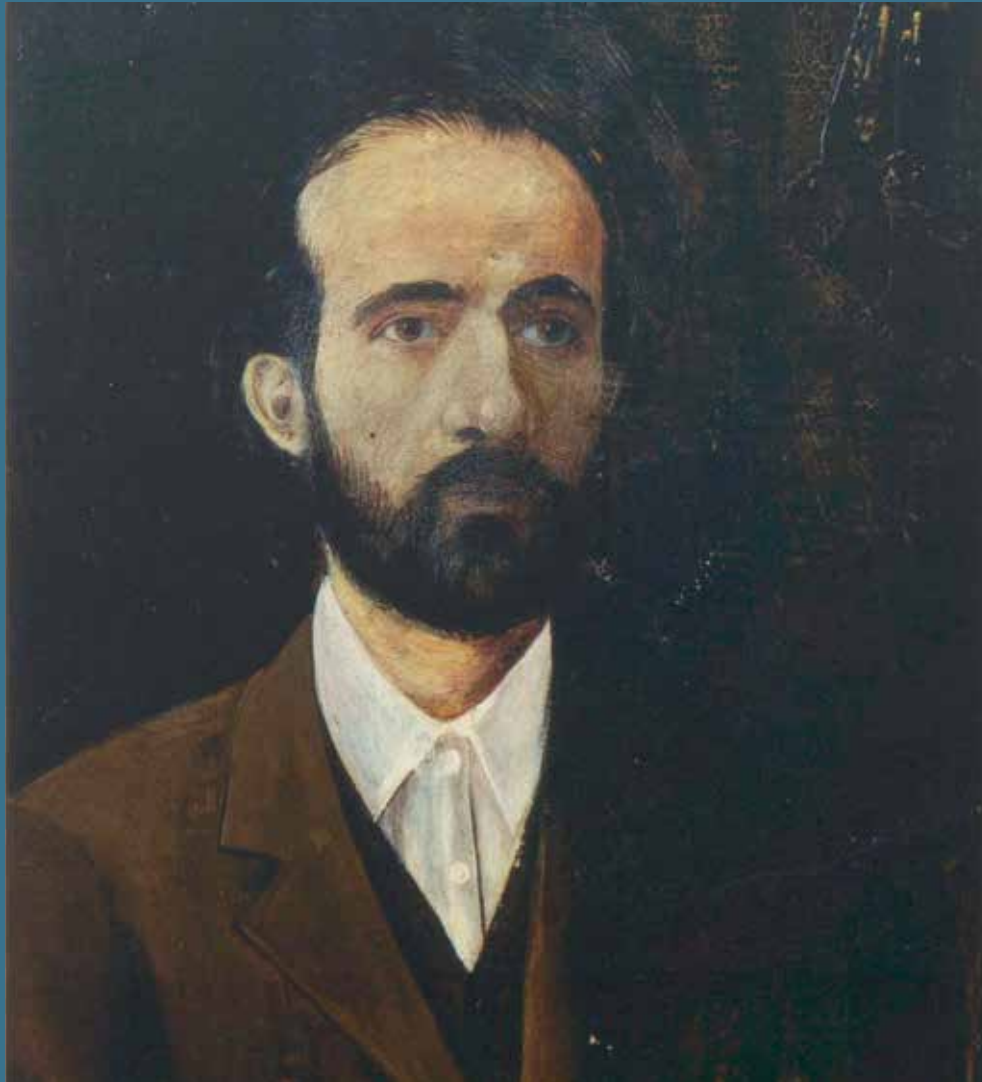
Nach dem Krieg macht Conny Hannes Meyer eine Schriftsetzerlehre, geht dann ans Theater. 1956 ist er Mitgründer von „Experiment – kleine Bühne am Liechtenwerd“, 1958 gründet er „Die Komödianten“, die ab 1963 das „Theater am Börseplatz“, ab 1974 das „Theater im Künstlerhaus“ bespielen. Er inszeniert an vielen Bühnen im deutschsprachigen Raum und verfasst zudem eigene Werke.

Quellen:

- Herwig Czech. 2002. Selektion und Kontrolle. Der „Spiegelgrund“ als zentrale Institution der Wiener Jugendfürsorge zwischen 1940 und 1945. In: Eberhard Gabriel/Wolfgang Neugebauer (Hg.). Von der Zwangssterilisation zur Ermordung. Zur Geschichte der NS-Euthanasie in Wien. Teil II. 165-188. Böhlau Verlag.
- DÖW (Hg.). 1992. Jüdische Schicksale. Berichte von Verfolgten. (Erzählte Geschichte. Band 3). ÖBV, (darin: Interview mit Conny Hannes Meyer 126-127; 601-603).
- Ernst Fuchs. 2001. Phantastisches Leben. Erinnerungen. Kindler Verlag.
- Gerhard Habarta. 2001. Ernst Fuchs – das Einhorn zwischen den Brüsten der Sphinx. Eine Biographie. Styria Verlag.
- Conny Hannes Meyer. 2006. Ab heute singst du nicht mehr mit. Aufzeichnungen einer Kindheit. Molden Verlag.
- Michaela Raggam-Blesch. 2013. „Mischlinge“ und „Geltungsjuden“. Alltag und Verfolgungserfahrungen von Frauen und Männern „halbjüdischer“ Herkunft in Wien, 1938–1945. In: Andrea Löw/Doris L. Bergen/Anna Hájková (Hg.). Alltag im Holocaust. Jüdisches Leben im Großdeutschen Reich 1941-1945. De Gruyter, 81-98.

Arik Brauer und sein Vater Simche Mosche Brauer

Dieses Portrait schuf Erich Brauer, später Arik Brauer (1929-2021) als Malerei-Student an der Akademie der bildenden Künste Wien 1950 von seinem Vater. Der Sohn portraitierte seinen Vater mehrere Jahre nach dessen Tod: Simche Mosche Brauer (1883-1944), auch Simche Mosche Segal, wurde in der Shoah in Lettland ermordet, wohin er



im April 1939 vor der antisemitischen Verfolgung geflohen war. Aus Riga schrieb er Briefe an seine in Wien verbliebene Familie, in denen er immer wieder auf Erichs künstlerisches Talent einging. So heißt es in einem Brief: „Das Bild, das mir Erich sandte, verschaffte mir große Freude. Ich bewundere seinen technischen Fortschritt. Das Fell ist einfach großartig ausgeführt, nur in Perspektive und Raum ist er noch schwach. Jedenfalls, der Bub ist wirklich begabt.“

Simche Mosche Brauer stammte aus einer frommen jüdischen Familie und war zu Beginn des 20. Jahrhunderts aus dem damals zum russischen Zarenreich gehörenden Vilnius nach Wien geflohen. 1924 heiratete er Hermine Sekirnjak (1898-1987). Beide teilten sozialistische Überzeugungen, sie hatten sich im Volksheim Ottakring bei einem Kurs über deutsche Literatur kennengelernt.

Die Familie – die Eltern, Erich und seine Schwester Lena (1927-2015) – zog nach Ottakring, auf den Ludo-Hartmann-Platz 4. Im 15. Bezirk eröffnete Simche Mosche Brauer eine orthopädische Schuhmacherwerkstatt und gehörte damit zu der neben den Arbeiter_innen zahlenmäßig stark vertretenen Gruppe der kleinen Selbstständigen in den proletarisch geprägten Bezirken Wiens. Ebenso kann er zu den zahlreichen nichtjüdischen und jüdischen Migrant*innen gezählt werden, die gerade Ottakring und Hernals um 1900 ausmachten. Die Familie Brauer lebte in ärmlichen Verhältnissen, Arik Brauer beschreibt sein Aufwachsen im 16. Bezirk als glücklich und geprägt von markanten Gestalten, die er später in Gemälden festhielt. Auch eine Arbeit mit dem Titel „Kristallnacht“ entstand 2017. Brauer selbst entkam damals nur knapp SA-Männern, die die Werkstatt seines Vaters plünderten. Zuvor zwangen ihn im März 1938 Hitlerjungen, pro-österreichische Wahlparolen Schuschniggs mit einer Bürste vom Gehsteig zu waschen. Erich Brauer musste als „Geltungsjude“ auf eine „Judenschule“ wechseln, nach deren Schließung arbeitete er in der Tischlerei des „Ältestenrates der Juden“ und musste für hochrangige Nationalsozialisten Aufträge ausführen. Aus Brauers Kindheit und Jugend sind zahlreiche Zeichnungen und Malereien erhalten, die zum Teil die erfahrene Stigmatisierung und Ausgrenzung thematisieren und kommentieren. Aufgrund der drohenden Deportation versteckte sich Brauer in den letzten Kriegsmonaten im Schrebergarten der Familie. Erich Brauer, der sich später Arik Brauer nannte, wurde ein bekannter Künstler der „Wiener Schule des Magischen Realismus“ und erfolgreicher Musiker. In einem Interview zum 90. Geburtstag antwortete er auf die Frage, was der größte Verlust seines Lebens sei: „Mein Vater“.

Quellen:

- Arik Brauer: Die Farben meines Lebens. Erinnerungen. Amalthea, Wien 2014.
- Daniela Pscheiden, Daniele Sperra: Arik Brauer. Alle meine Künste. Amalthea, Wien 2019.

Adele Jellinek – eine sozialistische Volksbildnerin aus Ottakring

„Sozialismus ist Füreinanderleben, menschliche Gemeinschaft, Einheit, Brüderlichkeit. Da der Sozialismus als Ordnung des gesellschaftlichen Lebens, in den gesellschaftlichen Akten und Handlungen der Menschen sich manifestieren muß, so müssen die Antriebe, die zu diesen Handlungen führen, den gleichen Charakter zeigen, d. h. sie müssen wirkliche soziale Antriebe sein, ein gesellschaftliches Mitdenken und Mitwollen. Wo der Sozialismus nicht aus solchen ihm wesenseigenen Motiven hervorgeht, da ist er Aufzwingung, äußerliche Vergesellschaftung, ist er Mechanismus, aber nicht organisiertes Leben.“

Dies ist ein Ausschnitt aus einem Diskussionsbeitrag in der Zeitschrift „Neue Erde“, mit dem die Jungsozialistin Adele Jellinek im Herbst 1919 erstmals als Journalistin in Erscheinung trat. Später, in ihrem viel zu kurzen Leben als engagierte Wiener Volksbildnerin und politische Schriftstellerin, wird sie eine Vielzahl an Erzählungen, Feuilletons, Textskizzen sowie auch einige politische Romane und Gedichte verfassen. Die Autorin geriet nach 1945 in Vergessenheit, gilt jedoch seit ihrer Wiederentdeckung durch die zweite Frauenbewegung in den 1970er Jahren als eine der wichtigsten sozialistischen Schriftsteller*innen der Zwischenkriegszeit.

Adele Jellinek wurde am 2. März 1890 als erstes von fünf Kindern in eine Arbeiter*innenfamilie in Wien Ottakring geboren und verbrachte ihre Kindheit in der Umgebung der Gablenzgasse Nr. 9. Ihr Vater, Samuel Jellinek, war Lackierer und ihre Mutter Anna Hausfrau, die durch Heimarbeit zum Familieneinkommen beitrug. Adele und ihre vier jüngeren Geschwister wuchsen in einer sozialdemokratischen Umgebung auf. Ihre schriftstellerische Tätigkeit wurde maßgeblich davon geprägt, dass sie infolge einer missglückten Operation zur Behandlung ihrer rheumatischen Gelenkserkrankung Teile ihrer Kindheit im Rollstuhl verbracht hatte und sich dadurch schon früh dem Lesen und Schreiben zuwandte. Aufgrund ihrer sozialdemokratischen Sozialisation war Adele außerdem von klein auf der Wiener Volksbildungsbewegung verbunden und ab 1933 Mitglied der klar antifaschistisch ausgerichteten „Vereinigung sozialistischer Schriftsteller“. Auch ihr jüngerer Bruder Josef war als Volksbildner und Vorstandsmitglied des Ottakringer Settlements politisch aktiv und während des Austrofaschismus zeitweise Mitarbeiter des sozialdemokratischen „Vorwärts-Verlags“.



Adele Jellinek im Rollstuhl, mit Fanni Berger

Ab 1919 verfasste Adele Jellinek regelmäßig journalistische und belletristische Texte in unterschiedlichen linken Medien. Ihre publizistische Tätigkeit war sehr vielschichtig und reichte von Feuilleton, sozialkritischen Skizzen und Erzählungen bis hin zu Romanen und Dichtung – der rote Faden war jedoch immer ein im Realismus verhafteter Schreibstil und inhaltlich die Klassenfrage, die in jedem Text thematisiert wurde. Der Großteil ihrer publizistischen Arbeit entstand ab Anfang der 1920er Jahre bis zur austrofaschistischen Machtübernahme und dem Bürger*innenkrieg 1934. Vor allem sozialistische und feministische Zeitschriften veröffentlichten ihre Texte und sie publizierte in einem sehr breiten linken Spektrum: von der „Neuen Erde“, der „Arbeiter-Zeitung“ und dem „Kleinen Blatt“, über „Die Unzufriedene“ und „Die Frau“, bis hin zur demokratisch orientierten Tagespresse, wie z.B. dem „Neuen Wiener Tagblatt“ und dem „Neuen Wiener Abendblatt“.

Im Jahr 1928 wurde Adele Jellinek als Autorin sozialkritischer Jugendliteratur geehrt und erhielt gleich zwei von den Wiener Kinderfreunden gestiftete Preise für dramatische Jugendliteratur. Diese Anerkennung führte dazu, dass im darauffolgenden Jahr ihr erster längerer politischer Roman, „Das Tor“, als Fortsetzungsgeschichte in der Arbeiter-Zeitung erschien, wo er auf großes Interesse stieß. In dem Roman geht es um das Alltagsleben in einer Arbeiter*innen-Hausgemeinschaft mit Fokus auf die Erfahrungen von Jugendlichen. Prägnant wird geschildert, dass die immer wiederkehrende Arbeitslosigkeit der Eltern infolge der Weltwirtschaftskrise für die jugendlichen Protagonist*innen eine Belastung darstellt, der sie mit dem Durchschreiten des „Tor des Lebens“, also mit dem Beginn der eigenen Erwerbsarbeitsbiographie, zu entkommen versuchen. Der Wiener Volksbildner Otto König förderte Jellineks Arbeit, da er der Meinung war, dass ihre diffizile Beschreibung des Lernens im und aus dem Alltag als wichtige Form des „proletarischen Studierens“ in ein Volksbildungsbuch gehöre, um dort von „jungen Proletariern (...) mit Augen, Hirn und Herz“ rezipiert zu werden.

Otto Königs Relief ist heute – im Gegensatz zu Adele Jellinek, die nicht in die offizielle Erinnerung der Österreichischen Volksbildungsbewegung aufgenommen wurde – im Eingangsbereich der VHS Ottakring zu sehen. Bis 1940 befanden sich dort auch vier marmorne Ehrentafeln, die an jene Personen erinnerten, denen die Errichtung der ersten Volkshochschule Europas maßgeblich zu verdanken ist. Es waren insbesondere liberale, zu einem Gutteil jüdische Unterstützer*innen, die die Realisierung der geplanten Volkshochschule durch Schenkungen und Spenden von Firmen, Privatpersonen – darunter Arbeiter*innen und Handwerker*innen – gegen den Widerstand des damaligen Bürgermeisters Karl Lueger finanziell möglich machten. Die Nationalsozialist*innen entfernten 1940 in einem zerstörerischen Akt diese Ehrentafeln. Am 19. November 2019 wurden zwei Tafeln enthüllt, die daran erinnern sollen. Seit dem 5. November 2025 sind die ursprünglichen Ehrentafeln in Marmor rekonstruiert und an ihrem Originalplatz in der VHS Ottakring angebracht.

Neben ihren volksbildnerischen und sozialistischen Texten verfasste Adele Jellinek auch wunderschöne politische Gedichte. Am bekanntesten ist dabei vielleicht „Brot und Rosen“, das bei der Wiedereröffnung der Ottakringer Volkshochschule nach deren Renovierung im Jahr 2024 von der Begründerin der Wiener Frauen*spaziergänge, Petra Unger, in Erinnerung gerufen wurde. Das Gedicht erschien erstmalig am 13.02.1927 in der „Arbeiter-Zeitung“ und ist im Grunde eine poetische Übersetzung der Slogans und Redebeiträge des berühmten gleichnamigen Textilarbeiterinnenstreiks in Lawrence, Massachusetts im Jahr 1912. Die Slogans der beim Streik mitgeführten Standarten wurden von der damaligen Streikführerin Rose Schneiderman übernommen, als sie in ihrer Rede auf der größten Demonstration zur Arbeitsniederlegung eben diese Forderung nach Brot und Rosen für alle Arbeiterinnen weltweit stellte. Adele Jellinek übersetzte die politischen Textpassagen ins Deutsche und verfasste auf dieser Basis ihr berühmtes Gedicht, aus dem wir einen Ausschnitt zitieren:

„(...) Ihr Mädchen und Frau'n!
Ich hör euren Schritt ...
Leicht dröhnt er über die Straßen.
Doch sagt – habt ihr keine Fahne mit?

Wo habt ihr die rote Fahne gelassen?
Ihr habt die Farben, ihr habt das Licht –
Habt ihr keine Stimme, die für euch spricht?
Da klingt's wie ein Lachen im Lärmen vorbei –
Und eine Standarte schreit rot, wallt auf!
Das ist uns're Stimme! Hebt sie hoch, hebt sie frei!
Was steht darauf?
Was ruft so laut?
Was klingt wie ein Schrei im Lärmen und Tosen?
Wir wollen Brot!
Wir wollen Brot!
Aber wir wollen auch Rosen!“

Mit dem Ende der Demokratie, den Februarkämpfen und dem Beginn der austrofaschistischen Diktatur in Österreich kam Adele Jellinek kaum noch dazu, etwas zu veröffentlichen. Direkt nach dem sogenannten „Anschluss“ Österreichs im März 1938 begann für die Familie zudem die antisemitische Verfolgung und Adele sowie zwei ihrer Geschwister wurden in der Shoah ermordet: ihr Bruder Josef (geb. am 26.11.1894) wurde als erster der Familie bereits 1938 ins KZ Dachau deportiert und starb 1942 im KZ Sachsenhausen. Ihre Schwester Rosa (geb. am 2.6.1892) wurde am 2. Juni 1942 nach Minsk deportiert und dort ermordet. Adele Jellinek selbst wurde 1938 aus ihrer Wohnung in der Thaliastrasse delogiert und zunächst in einer „Sammelwohnung“ im zweiten Wiener Gemeindebezirk, Große Mohrengasse 20, untergebracht. Die letzten Monate in Wien verbrachte sie in einem Altersheim der Israelitischen Kultusgemeinde am Alsergrund. Von dort wurde sie am 25. Mai 1943 gemeinsam mit 206 weiteren Opfern ins Ghetto Theresienstadt deportiert und starb bereits kurze Zeit später, am 3. September 1943.

„Das ist uns're Stimme! Hebt sie hoch, hebt sie frei!“ – Adele Jellineks Worte stehen bis heute für den Ruf nach sozialer Gerechtigkeit und politischer Teilhabe. Dass ihr Name in der offiziellen Erinnerung der österreichischen Volksbildungsbewegung bislang kaum vorkommt, zeigt, wie notwendig eine kritische und inklusive Erinnerungskultur bleibt.

Quellen:

- Jellinek, Adele (1919): Die sittlichen Werte des Sozialismus, in: Neue Erde. Kultursozialistische Wochenzeitschrift, 1. Jg, 29./30. Heft, 28.09.1919, S. 430-436.
https://theodorkramer.at/site/assets/files/1032/aje_iii_1.jpg
- Korotin, Ilse und René Korotin, (Hg) (2024): »... eine neue Welt zu bauen«: Adele Jellinek (1890–1943). Essays und Gedichte. 1. Auflage. biografiA - Neue Ergebnisse der Frauenbiografieforschung 30. Wien: Praesens Verlag.
- Eintrag zu Adele Jellinek auf der Homepage der Theodor Kramer Gesellschaft:
<https://theodorkramer.at/projekte/exenberger/mitglieder/adele-jellinek>
- Hinweis von Petra Unger auf „Brot und Rosen“ bei der Wiedereröffnung der VHS Ottakring 2024 auf Youtube abrufbar: <https://www.youtube.com/watch?v=egbo5ZA7naM>
- Stifter, Christian H. (2019): Rede anlässlich der Enthüllung zweier Erinnerungstafeln in der Volkshochschule Ottakring, in: Spurensuche. Nationalsozialismus und Volksbildung. Eine späte Annäherung, 29. Jg. 2020, S. 214-217.
- Nationalsozialismus und Volkshochschulen: <https://www.vhs.at/de/ns-opfer>

„Unfreie, unglückliche Menschen...“

Briefe von Antonie und Adolf Diamant aus dem Ghetto

Antonie (Tony) und Adolf Diamant wohnten in der Baldiagasse 1. Sie waren unter den 997 Jüdinnen und Juden, die am 12. März 1941 vom Wiener Aspernbahnhof nach Opatów und Lagów, zwei benachbarte Kleinstädte östlich von Kielce in Polen, deportiert wurden. Die Absenderadresse – Ćmielów, Kreis Opatów – auf einer Postkarte, die Tony 1941 an ihre Bekannte Angela Iglauer nach Wien in die Ottakringer Straße 97 schrieb, lässt vermuten, dass das Ehepaar letztendlich nach Ćmielów, nordöstlich der Stadt Opatów, gebracht wurde.

Im Herbst 1939 lebten in Ćmielów etwa 500 bis 600 Jüdinnen und Juden. Ab September wurde der „Judenrat“ gezwungen, „Beiträge“ an das Deutsche Reich zu leisten, was die Gemeinde wirtschaftlich stark schwächte. Mit der Ankunft zahlreicher mittelloser Deportierter aus anderen Städten nahm die Verarmung weiter zu. Am 1. Mai 1940 lebten bereits rund 1.000 Jüdinnen und Juden in der Stadt – viele mussten Zwangsarbeit leisten.

Besonders dramatisch war die Situation der aus Wien Deportierten. Obwohl die jüdische Gemeinde in Wien versuchte, Hilfe zu leisten, verhinderten die deutschen Behörden die Übermittlung von Geld und Lebensmitteln. Das Überleben der Flüchtlinge hing allein von der bereits überforderten jüdischen Gemeinde in Ćmielów ab. Private Pakete von Bekannten, die das Ghetto meist erst nach Monaten erreichten, konnten die Not kaum lindern.

Am 1. Juni 1942 wurde ein eingezäuntes Ghetto eingerichtet, in dem 900 bis 1.500 Menschen unter katastrophalen Bedingungen leben mussten – viele starben an Hunger oder Typhus. Im Oktober 1942 wurde das Ghetto liquidiert und zerstört – laut einer Quelle 24 Menschen dabei getötet und auf dem jüdischen Friedhof begraben – die anderen wurden nach Treblinka deportiert. Im Januar 1943 entstand ein Lager, das als Restghetto für diejenigen diente, die der Liquidierung entkommen waren. Über dessen Auflösung und die Schicksale seiner Bewohner_innen ist nichts bekannt.

Von den aus Wien nach Opatów und Lagów deportierten Jüdinnen und Juden überlebten nur elf.

Postkarte vom 5.6.1941

Liebe Frau Iglauer, ich habe Sie schon einige Male grüßen lassen, weil es mir gerade bei Ihnen so schwer fällt, direkt zu schreiben, u. Ihnen von unserem schweren Schicksal zu erzählen. Was wir seit unserer Abreise vom schönen Wien alles erlebt haben, lässt sich nicht schildern. Wenn wir es erleben sollten uns wieder zu sehen, so werde [ich] es Ihnen erzählen. Wie geht es Ihnen u. Ihren Lieben, was macht Herr Josef, schade dass er nicht hier ist, es sind so viele da, das wäre gut für uns! Was gibt es Neues in Wien, bitte schreiben Sie mir mal [ein] paar Zeilen, es ist für uns ein Lichtblick, Nachricht aus der Heimat zu bekommen. Dürfte ich Sie bitten, I. [liebe] Fr. Iglauer, wenn Sie

alte Strümpfe u. Socken haben, event. Strumpfbandgürt[el] meinem Schwager zu geben, der Sie besuchen wird. Sind Sie mir nicht böse, aber ich könnte es sehr gut brauchen. Wir sind G. s. D. [Gott sei Dank] alle gesund, aber das Wr. Wasser fehlt uns sehr, u. vieles andere auch, was wir einst für selbstverständlich fanden, u. man hier nicht kennt u. auch lebt.

Grüßen Sie mir herzl. alle Ihre Lieben, Fr. Jenny, H. Josef u. alle die sich meiner erinnern, Fam. Gruber u. Fam. Budisch. Sie selbst I. [liebe] Fr. Iglauer grüßen wir Alle herzlich, u. wünschen Ihnen alles Gute, was Sie uns auch bestätigen wollen. Ihre Tony Diamant



Rückseite der Postkarte von Tony Diamant an Angela Iglauer vom 5.6.1941

Brief vom 3.1.1942

Liebe Frau Iglauer, vor allem wünsche [ich] Ihnen u. Ihren Lieben ein glückliches, neues Jahr, gesundheitlich u. geschäftlich. Es würde mich herzlich freuen, wenn Sie mir auf demselben Weg, ein paar Zeilen zukommen ließen, wie es Ihnen allen geht, u. was es in meiner gewesenen Umgebung u. Geburtsstätte Neues gibt. Obwohl es uns herzlich freut, dass H. u. Fr. Poch wegfahren konnten, fehlen uns seine guten Packerl u. Briefe sehr. Könnten Sie mir die Adresse seiner Schwiegermutter mitteilen, wäre mir sehr lieb.

Nun möchte [ich] Sie, liebe Frau Iglauer, nur Einiges bitten. Wäre es möglich, für mich einen Strumpfbandgürtel (Schluss 85–86, Breite 22–23) zu erbitten, wenn auch beschädigt, meinen alten habe [ich] schon einige Male eingenaht, (ich bin ja so schlank geworden) u. den neuen habe [ich] mir für Lebensmittel eingetauscht. Bitte wenn möglich auch einige Bestandteile u. zweierlei braune Stopfwohle, dann bitte ein paar warme Socken 10er für meinen Mann, u. für mich für 40er Schuhe Sockerl, Farbe egal, meine Nichte wird alles begleichen. Wie kalt es hier ist, können Sie sich nicht vorstellen u. noch dazu, sind wir doch in einem kalten Gassenladen, u. haben kein Bettzeug mit u. keine Schneeschuhe, wir frieren jämmerlich. Ich will nicht weiter jammern, vielleicht hilft uns doch der liebe Gott, dass wir wieder menschlich wohnen u. leben können.

Was hören Sie, liebe Fr. Iglauer, aus Shanghai, alle die früher wegkonnten denen geht es doch besser, weil sie freie Menschen sind. Unsere Tochter schreibt uns brav u. schickt, was sie kann u. darf, das ist unser einziger Lichtpunkt, u. unsere lieben Verwandten.

Was macht Familie Gruber, wir lassen alle herzlich grüßen, u. bitten um einen Vormerkkalender, den vorjährigen haben wir mit, worin wir alles angenehme u. unangenehme notiert haben, u. täglich Grubers vor Augen haben. Den Kalender könnte man Muster oh[ne] Wert vielleicht senden, da bis 40 dkg erlaubt ist. Nun liebe Frau Iglauer herzl. Grüße Ihnen u. allen Ihren Lieben, von uns Allen, sind Sie mir ob meiner Wünsche nicht böse, Ihre dankbare Tony Diamant
Grüßen Sie bitte alle, die gut von uns denken u. sprechen.

Brief vom 17.3.1942

Liebe Frau Iglauer,
da ich leider bis heute vergeblich auf ein paar Zeilen von Ihnen wartete, so muss ich doch endlich für Ihre große Liebenswürdigkeit, die Sie mir erwiesen haben, danken. Es passt alles sehr gut und ist sehr schön u. bin ich Ihnen I. [liebe] Fr. Iglauer sehr dankbar dafür.
Ich möchte Sie sehr ersuchen, wenn Sie mir doch einmal ein paar Zeilen schreiben würden, wenn Sie ohne Absenderadr. schreiben, brauchen Sie keine Bedenken zu haben, u. ich würde mich sehr freuen. Meine Schwester korrespondiert auch mit ihren arischen Freunden. Es ist auch nach Wien keine Briefzensur, nur leider ist der Postverkehr sehr schlecht u. schleppend.
Wir bekamen ein Packet [sic!] von unserer Tochter letztthin erst nach zwei Monaten, u. jetzt sind schon wieder zwei fällig, und noch nicht eingetroffen. Dies u. vieles andere macht uns große Sorgen, es ist doch schon über ein Jahr, dass wir hier in der Verbannung sind, u. ein nicht menschliches Dasein führen. Unfreie, unglückliche Menschen sind wir hier, u. ein so langer, kalter u. strenger Winter ist es noch.
Also liebe Fr. Iglauer, wenn Sie mir eine große Freude bereiten wollen, schenken Sie mir ein Viertelstündchen u. erzählen Sie mir recht viel von Ihnen u. Ihren Lieben, u. auch von der Nachbarschaft etwas. Viele herzl. Grüße von uns allen, Ihnen u. allen Ihren Lieben u. Familie Gruber.
Ihre Tony Diamant
[Am linken Rand:] Was macht Herr Josef, wo ist er?

Quellen:

- Die Transkripte wurden „Aus dem Archiv: Nachrichten aus dem Ghetto. Deportationen Wien – ‚Generalgouvernement‘, 1941“ des Dokumentationsarchives des österreichischen Widerstandes übernommen, aber um einige zusätzliche Buchstaben und Wörter in eckigen Klammern ergänzt, um die Lesbarkeit zu erhöhen. Hervorhebungen im Originaltext sind wie beim DÖW-Transkript in kursiv wiedergegeben.
- Evelyn Zegenhagen: Ćmielów. In: United States Holocaust Memorial Museum, ENCYCLOPEDIA OF CAMPS AND GHETTOS, 1933-1945. Volume II: Ghettos in German-Occupied Eastern Europe. muse.jhu.edu/pub/568/document/2473/pdf
- Opatów. Holocaust Historical Society, 2021. www.holocausthistoricalsociety.org.uk/contents/ghettosj-r/opatow.html

Kontinuitäten des Antisemitismus

Im November vor zwei Jahren haben wir im Rahmen des Rundgangs – noch geschockt von den Ereignissen – darüber gesprochen, dass Antisemitismus seit dem Überfall der Hamas auf Israel am 7. Oktober 2023 eine neue Brutalität und Sichtbarkeit gewonnen hat. Nach mehreren Jahren des Krieges konnte im Oktober 2025 ein fragiler Waffenstillstand erreicht werden und die Rückkehr der noch lebenden Geiseln der Hamas zu ihren Familien und Freund_innen lässt eine große Last etwas leichter werden. Gleichzeitig bleibt leider aktuell: Wie in vielen anderen Städten gab und gibt es auch in Wien Gruppen und Personen, die der wahllose Mord an weit über Tausend Menschen, die sexualisierte Gewalt und die Entführung hunderter Geiseln nicht mit Abscheu und tiefer Trauer erfüllt, sondern die diese relativieren, entschuldigen, rechtfertigen oder gar feiern. Der eliminatorische Antisemitismus der Hamas, die bereits in ihrer 1988 veröffentlichten Charta ganz offen die Ermordung aller Jüdinnen und Juden als Ziel formulierte, wird dabei entweder ebenso offen geteilt oder zu einer Folge der israelischen Politik gegenüber den Palästinenser_innen umgelogen. Die hier betriebene Täter_innen-Opfer-Umkehr ist dabei typisch für antisemitische Narrative, in denen stets den verfolgten Jüdinnen und Juden die Schuld für die gegen sie gerichtete Gewalt zugeschoben wird. Diese Umkehrung passiert seit dem 7. Oktober vor allem über die Formel „Israel begeht einen Genozid in Gaza und die Welt sieht zu“. So wird der innerisraelische politische Dissens, der die Regierung Netanjahu in den letzten Jahren immerhin einige Male fast zu Fall gebracht hat, ausgeblendet. Die rechtsextremen Stimmen werden zu einer homogenen israelischen Meinung, auch über die Kriegspolitik, verkürzt.

Weiterhin sind Jüdinnen und Juden in Österreich mit unzähligen Übergriffen, Drohungen, Beleidigungen und Lügen konfrontiert. Nach dem enormen Anstieg antisemitischer Vorfälle seit dem Oktober 2023 sind die Zahlen für das letzte Jahr weiter gestiegen. Die Antisemitismus-Meldestelle der IKG Wien verzeichnete für 2024 1.520 antisemitische Vorfälle, so viele wie noch nie seit Beginn der Aufzeichnungen. Wie immer gilt es dabei einschränkend anzuführen: Diese Zahlen umfassen nur die gemeldeten Vorfälle – die Dunkelziffer liegt mit Sicherheit wesentlich höher. Gleichzeitig stieg bereits im Vorjahr die Verbreitung antisemitischer Verschwörungsmythen deutlich an, ebenso wie Fälle von Shoah-Relativierung und Shoah-Leugnung.

Dabei sind es keineswegs nur arabische oder islamistische Aktivist_innen, die den Schritt von der Dämonisierung Israels zu direkten Angriffen auf Jüdinnen und Juden und ihre Einrichtungen überall auf der Welt gehen. Linke sogenannte Anti-Zionist_innen zeigen ihr wahres Gesicht, wenn sie Personen und linke Gruppen bedrohen, die sich gegen Antisemitismus einsetzen oder wenn sie versuchen, jüdische Aktivist_innen daran zu hindern, auf einer antifaschistischen Demonstration zu sprechen. Es

sind aber auch anti-rassistische, queere Feminist_innen, die die sexualisierte Gewalt des 7. Oktober verharmlosen oder gar leugnen und als israelische Propaganda darstellen. „Believe Women“ gilt scheinbar nicht, wenn die Gewalt israelische Frauen betrifft. Mord, Folter und Vergewaltigung von Israelis ‘darf’ nicht thematisiert werden, weil es das primitive Schwarz-weiß-Bild von guten unterdrückten Palästinenser_innen und bösen kolonialistischen Jüdinnen und Juden stören würde. So hat etwa Amnesty International einen Bericht über die Gewalt am 7. Oktober 2023 bislang (Oktober 2025) nicht veröffentlicht.) Es ist auch kein Wunder, dass angesichts der Hinrichtungswelle, mit der die geschwächte Hamas nach dem Waffenstillstand das politische Gegenlager ausschalten will, Stille in der antizionistischen Linken herrscht. Inner-palästinensischer Dissens passt genauso wenig in das Schwarz-weiß-Bild von Unterdrücker_innen und Unterdrückten, wie das politische Anti-Kriegs-Lager in Israel.

Der Jahresbericht der Antisemitismus-Meldestelle für 2024 betont auch die steigenden Zahlen von rechtem Antisemitismus, gerade rund um die Nationalratswahlen. Die Jüdischen Österreichischen Hochschüler_innen (JÖH) und solidarische Antifaschist_innen verhinderten im November 2024 erfolgreich, dass der FPÖ-Nationalratspräsident Walter Rosenkranz am Judenplatz einen Kranz anlässlich der Novemberpogrome niederlegen konnte. Sie stellten sich Rosenkranz mit den Worten “Wer Nazis ehrt, dessen Wort ist nichts wert” entgegen. Rosenkranz hatte zuvor unter anderem drei FPÖ-Nationalräte gedeckt, die an einer Beerdigung teilnahmen, auf der ein Lied gesungen wurde, das auch von der SS verwendet wurde. Der erfolgreiche Protest führte zu heftigen antisemitischen Reaktionen gegen die jüdische Gemeinde in Wien, wie der aktuelle Bericht der Meldestelle vermerkt.

Über politische Lager hinweg greifen weiterhin die Mechanismen des Externalisierens (“Die Migrant_innen, die Muslim_innen, die ‘Fremden’ sind schuld!”) und des Historisierens (“Antisemitismus, das waren die Nazis, damals, längst vergangen, allenfalls ein paar wenige Ewiggestrige...”). Doch genauso wenig wie der österreichische Antisemitismus mit den Nazis begann, endete er nach 1945.

Ebenso wie im Rechtsextremismus ist auch in islamistischen Ideologien Antisemitismus ein zentraler Bestandteil. Wir erinnern hier auch an das Attentat vom 2. November 2020, als ein bekennender IS-Anhänger in der Nähe des Stadttempels in der Seitenstettengasse um sich schoss, vier Menschen tötete und 23 zum Teil schwer verletzte. Wir müssen zudem sehen, dass der Islam auch über den harten Kern islamistischer Aktivist_innen hinaus benutzt wird, um Hass auf Jüdinnen und Juden zu verbreiten und zu legitimieren. Dass es hier auch staatlicherseits mehr Engagement braucht – nicht zuletzt um Schulen für jüdische Kinder und Jugendliche zu möglichst sicheren Orten zu machen und es Jüdinnen und Juden zu ermöglichen, sich ohne Angst im öffentlichen Raum zu bewegen – lässt sich nicht oft genug betonen. Was jedoch mit Sicherheit nicht hilft, ist Antisemitismus unter Muslim_innen als Vorwand für anti-muslimischen Rassismus zu benützen, wie es mittlerweile nicht mehr nur in der (extremen) Rechten, sondern auch im gesellschaftlichen Mainstream verbreitet ist. Die Daten der Meldestelle zeigen schließlich auch, wie sehr unterschiedliche Formen des Hasses gegen Jüdinnen und Juden zusammenspielen. Zynisch ließe sich argumentieren, dass muslimische Jugendliche, die NS-verherrlichende bzw. die Shoah

verharmlosende Memes auf Social Media verbreiten, damit eher beweisen, wie gut sie in die österreichische Mehrheitsgesellschaft integriert sind, als dass der Islam nicht zu Europa gehören würde. Das zeigt auch eine aktuelle Studie zur Situation in Schulen, die analysiert, dass antisemitische Übergriffe oft von muslimischen Täter_innen ausgehen, diese aber aus dem Fundus des “traditionellen” österreichischen Antisemitismus gespeist sind: Neben NS-Bezügen finden sich unter anderem viele Elemente des katholischen Antisemitismus. Das Label “muslimischer Antisemitismus” funktioniert als Externalisierung, womit das Problem als eines “zwischen zwei Minderheiten” dargestellt wird, das mit der österreichischen Gesellschaft im Ganzen nichts zu tun hätte.

Das „Gerücht über die Juden“, wie Adorno den Antisemitismus einmal bezeichnete, ist in Österreich schon lange heimisch. Antisemitismus – egal welcher Herkunft und politischen Ausrichtung – muss immer und überall und gerade im NS-Täter_innenland Österreich bekämpft werden.

Die Situation seit dem 7. Oktober, das beschreiben Jüdinnen und Juden, ist für sie auch abseits konkreter Angriffe von Verunsicherung, Vereinzelung und Angst geprägt, ob am Arbeitsplatz, in der Schule, der Uni oder im Wohnbezirk. Umso wichtiger sind deshalb Bündnisse und Zeichen der Solidarität, wie sie sich seit dem 7. Oktober auch entwickelt haben. Der erfolgreiche Protest gegen Rosenkranz vor einem Jahr macht deutlich: Widerstand gegen Antisemitismus ist nötig und möglich.

Quellen:

- Bericht der Antisemitismus-Meldestelle der IKG 2024 – Download: https://www.antisemitismus-meldestelle.at/_files/ugd/ed51c1_a799b1dfa1294cbb9c616f482fd73cbf.pdf
- Projekt “Antisemitismus in der Schule”, IKF Wien, <https://ikf.ac.at/antisemitismus-in-der-schule>
- 78% of Jewish Students Hide Their Religious Identity on Campuses Worldwide, ADL-WUJS Study Reveals, <https://www.adl.org/resources/press-release/78-jewish-students-hide-their-religious-identity-campuses-worldwide-adl>
- Marina Chernivsky, Friederike Lorenz-Sinai: Der 7. Oktober als Zäsur für jüdische Communities in Deutschland, <https://www.bpb.de/shop/zeitschriften/apuz/antisemitismus-2024/549359/der-7-oktober-als-zaesur-fuer-juedische-communities-in-deutschland/>
- Charles Lane: The Fight Inside Amnesty International over Its Hamas Report. 21.9.2025 The Free Press, https://www.thefp.com/p/the-fight-inside-amnesty-international?utm_source=publication-search

Weiterführende Informationen

JÜDISCHES LEBEN UND VERFOLGUNG IN DER DONAUSTADT

- Maria Verber: Oral History Interview Mediathek. www.mediathek.at/portalsuche
- Evelyn Adunka, Gabriele Anderl: Jüdisches Ottakring und Hernals. Mandelbaum Verlag, 2020.
- Petra Stein: Geschichtsspaziergang „Auf den Spuren jüdischen Lebens im Brunnenviertel in Wien-Ottakring“. Abschlussarbeit an der Pädagogischen Hochschule Linz, 2009.
- Gerlinde Grötzmeier: Virtuelle Rekonstruktion der Ottakringer Synagoge, Hubergasse 8. Diplomarbeit an der Technischen Universität Wien, 2008.
- Elisabeth Malleier: Das Ottakringer Settlement: zur Geschichte eines frühen internationalen Sozialprojekts. Edition Volkshochschule, 2005.
- Adele Jellinek (1919): Die sittlichen Werte des Sozialismus, in: Neue Erde. Kultursozialistische Wochenzeitschrift, 1. Jg, 29./30. Heft, 28.09.1919, S. 430-436. theodorkramer.at/site/assets/files/1032/aje_iii_1.jpg
- Ilse Korotin und René Korotin, (Hg) (2024): »... eine neue Welt zu bauen«: Adele Jellinek (1890–1943). Essays und Gedichte. 1. Auflage. biografiA - Neue Ergebnisse der Frauenbiografieforschung 30. Wien: Praesens Verlag.
- Theo Waldinger: Zwischen Ottakring und Chicago. Otto Müller Verlag 1993.

JÜDISCHES LEBEN UND VERFOLGUNG IN WIEN

- Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes (Hg.): Jüdische Schicksale. Berichte von Verfolgten. ÖBV, Wien, 1992.
- Michaela Feurstein-Prasser, Gerhard Milchram: Jüdisches Wien. Mandelbaum Verlag, Wien, 2016.
- Dieter J. Hecht, Eleonore Lappin-Eppel, Michaela Raggam-Blesch: Topographie der Shoa. Gedächtnisorte des zerstörten jüdischen Wien. Mandelbaum Verlag, Wien, 2015.
- Dieter J. Hecht, Eleonore Lappin-Eppel (Hrsg): Jüdische Reaktionen auf die nationalsozialistische Verfolgung. CLIO Verein f. Geschichts- & Bildungsarbeit, 2024.
- Oskar Kostelnik: Jüdische Spuren in Wien, Echomedia Buchverlag, Wien, 2018.
- Elisabeth Malleier: Jüdische Frauen in Wien 1816–1938. Mandelbaum Verlag, Wien, 2003.
- Bob Martens, Herbert Peter: Die zerstörten Synagogen Wiens. Virtuelle Stadtsparziergänge. Mandelbaum Verlag, Wien, 2009.
- Kevin Mitrega (Hg.): Jüdisches Wien. Mandelbaum Verlag, Wien/Berlin, 2021.
- Fritz Pobst: Abschied am Westbahnhof, Young Austria. Ein Heldenepos vertriebener Kinder. Globus Verlag, Wien, 2010.
- Daniela Pschiden, Daniela Spera (Hrsg.): Die Wiener in China: Fluchtpunkt Shanghai (Little Vienna in Shanghai). Amalthea / Jüdisches Museum, 2021, erhältlich im Jüdischen Museum, Dorotheergasse 11, 1010 Wien.
- Brigitte Ungar-Klein: Schattenexistenz. Jüdische U-Boote in Wien 1938-1945. btb Verlag, München, 2019.
- Tina Walzer, Stephan Templ: Unser Wien. „Arisierungen“ auf österreichisch. Aufbau Verlag, 2001.
- Anna Wexberg-Kubesch: Vergiss nie, dass Du ein jüdisches Kind bist. Der Kindertransport nach England 1938/39. Mandelbaum Verlag, Wien, 2013.

INSTITUTE/DATENBANKEN/RECHERCHE

- DÖW – Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes, www.doew.at
Inhaltliche Schwerpunkte: NS-Verbrechen, NS- und Nachkriegsjustiz, Rechtsextremismus nach 1945, Datenbank der Opfer der Shoa, Widerstand und Verfolgung, Exil, Restitution und Entschädigung nach 1945.
- Memento Wien, www.memento.wien
Online-Tool mit interaktiver Karte zu den Opfern der NS-Diktatur in Wien.

- Karte der Erinnerung, poremwien.univie.ac.at/maps/#Place/11/1823373,6143598/all/1933-2018
Die Karte der Erinnerung zeigt alle Einträge der Kategorie Erinnern aus dem Forschungsprojekt Politics of Remembrance (POREM).
- dort! Jüdisches Wien, juedisches-wien.dort.pw
Audiovisueller Guide zu Orten jüdischen Lebens in Wien.
- Austrian Heritage Archive (AHA), austrianheritagearchive.at/de
Versammelt Audio- und Video-Interviews mit österreichisch-jüdischen Emigrantinnen und Emigranten.
- Centropa – Jüdische Zeugnisse eines europäischen Jahrhunderts
www.centropa.org/de
Biografien, Interviews, Fotos und Dokumente Holocaust-Überlebender.
- The Wiener Holocaust Library, wienerholocaustlibrary.org
Archive über den Holocaust, die Sammlung umfasst u.a. Zeitzeug_innenberichte, Fotos und Zeitungsausschnitte.
- Gedenkbuch für die Opfer des Nationalsozialismus an der Universität Wien 1938, gedenkbuch.univie.ac.at
- Nisko Online Edition. „Von Wien ins Nirgendwo: Die Nisko-Deportationen 1939“
nisko-transports.ehri-project.eu
- Yad Vashem – The World Holocaust Remembrance Center, www.yadvashem.org
Datenbank zu u.a. Opfer der Shoa, Zeitzeug_innenberichte, Gerechte unter den Völkern, Fotoarchiv.
- Leo Baeck Institute – New York | Berlin, www.lbi.org
Archiv, Bibliothek und Kunstsammlung; Memoiren und Manuskripte von Zeitzeug_innen.
- Center for Jewish History, archives.cjh.org
Bietet zentralen Zugriff auf Archivsammlungen von u.a. Memoiren und Manuskripten von Zeitzeug_innen, Filmen, Fotos.
- United States Holocaust Memorial Museum, collections.ushmm.org
Dokumentation der Schicksale von Holocaust-Opfern, Überlebenden, Rettern, Befreien anhand von persönlichen Geschichten, Fotos, Filmen, Büchern.
- Arolsen Archives – International Center on Nazi Persecution
collections.arolsen-archives.org/en/search
Internationales Zentrum zur NS-Verfolgung mit umfangreicher Sammlung von Dokumenten über die Opfer und Überlebenden des Nationalsozialismus.

INITIATIVEN

- Gedenkstätte für die in der Shoah ermordeten jüdischen Kinder, Frauen und Männer aus Österreich
www.shoah-namensmauern-wien.at
- Light of Hope, www.ikg-wien.at/event/light-of-hope-2025
- IM-MER Initiative Malvine – Maly Trostiec erinnern, www.waltraud-barton.at/immer/de/home.html
- Steine der Erinnerung, steinedererinnerung.net
- Steine des Gedenkens für die Opfer der Shoah, www.steinedesgedenkens.at/
- ERINNERN:AT – Themenseite Antisemitismus, www.erinnern.at/themen/themenseite-antisemitismus
- Personenkomitee Gerechtigkeit für die Opfer der NS-Militärjustiz, deserteursdenkmal.at

ZUM 7. OKTOBER 2023 UND SEINEN FOLGEN

- Podcast: Das Aftermath. Der 7. Oktober – und das Davor & Danach. Gespräche über historische Perspektiven auf Israel, Gaza, das Westjordanland, den Krieg und den Frieden. Podcastprojekt von Sandie Grün und Anja Malenšek. shows.acast.com/das-aftermath/about oder www.podcast.de/podcast/3471622/das-aftermath
- Videoprojekt: KOLOT – תולדות – Stimmen. Das Projekt KOLOT dokumentiert Stimmen aus der jüdischen Community in Form von narrativen Videointerviews. Es versteht sich als audiovisuelles Archiv und Zeitdokument. Konzept und Regie: Marina Chernivsky, OFEK e.V. ofek-beratung.de/kolot oder www.youtube.com/@KOLOT.Stimmen
- Die Stimme - Zeitschrift der Initiative Minderheiten 136, Herbst 2025: Antisemitismus in Österreich nach dem 7. Oktober. stimme.minderheiten.at

